Die
Dame von Monsoreau.

Historisch-romantisches Sittengemälde
aus den Zeiten
Heinrich's III., Königs von Frankreich.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Fünfter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Erstes Kapitel.

Ein Schwarm Anjouer.

Es gelang Bussy so gut, den Herzog von Anjou mit seinen Kriegsvorbereitungen zu beschäftigen, daß er zwei Tage lang weder Zeit fand, nach Meridor zu gehen, noch den Baron nach Angers kommen zu lassen. Bisweilen jedoch kam der Herzog wieder auf seine Besuchsgedanken zurück. Doch alsogleich spielte Bussy den Geschäftigen, visitirte die Musketen der ganzen Mannschaft, ließ die Pferde zum Kriege rüsten, Kanonen und Laffetten auffahren, wie wenn es sich um die Eroberung eines fünften Welttheiles handelte. Als Remy dieß sah, begann er Charpie zu zupfen, seine Instrumente zu schleifen, seine Heilsalben zu verfertigen, wie wenn es sich um die ärztliche Behandlung der Hälfte des menschlichen Geschlechtes handelte. Der Herzog erschrack dann vor solchen ungeheuern Vorbereitungen. Es versteht sich von selbst, daß Bussy von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande, die äussern Befestigungswerke zu umkreisen, auf Roland sprang, und in vierzig Minuten bei einer gewissen Mauer ankam, die er um so hurtiger überstieg, als er bei jeder Uebersteigung irgend einen Stein fallen machte, und die unter seinem Gewichte kollernde Mauerkappe nach und

nach eine Bresche wurde. Es war nicht mehr nöthig, Roland zu sagen, wohin er gehen sollte. Bussy brauchte ihm nur den Zügel zu lassen, und die Augen zu schließen.

„Da sind nun schon zwei Tage gewonnen," sagte Bussy; „ich müßte großes Unglück haben, wenn mir von jetzt an bis in zwei andern Tagen nicht ein kleines Glück begegnen würde."

Bussy hatte nicht Unrecht, auf sein gutes Glück zu rechnen. Gegen den Abend des dritten Tages, als man eine ungeheuere Zufuhr von Lebensmitteln in die Stadt bringen ließ, das Ergebniß einer Requisition, mit welcher der Herzog von Anjou seine guten und getreuen Anjouer heimgesucht hatte, als Herr von Anjou, um den guten Prinzen zu spielen, das schwarze Brod der Soldaten kostete, und wacker in den gesalzenen Häring und in den trockenen Stockfisch biß, vernahm man ein großes Getöse in der Richtung gegen eines der Stadtthore. — Herr von Anjou erkundigte sich, woher dieses Getöse rühre; aber Niemand konnte es ihm sagen. Es geschah daselbst eine Vertheilung von Püffen mit Partisanschäften und Musketenkolben an eine beträchtliche Zahl von Bürgern, welche die Neuheit eines seltsamen Auftrittes herbeigelockt hatte. Ein Mann auf einem von Schweiß triefenden Schimmel war an der Barrière des Pariser-Thores erschienen. Nun aber hatte Bussy, in Folge seines Einschüchterungssystems, sich zum Generalcapitain der Provinz Anjou, so wie zum Oberbefehlshaber aller festen Plätze ernennen lassen, und namentlich in Angers die strengste Disciplin eingeführt; Niemand konnte ohne ein Losungswort die Stadt verlassen, Niemand wurde

ohne das nämliche Losungswort, ohne Berufungsschreiben oder irgend ein Erkennungszeichen in dieselbe aufgenommen. Diese ganze Disciplin hatte keinen andern Zweck, als den Herzog zu verhindern, Jemand zu Dianen zu senden, ohne daß er es wußte, und Diane zu verhindern, nach Angers zu kommen, ohne daß er hiewegen ohne Nachricht bliebe. Dieß wird vielleicht ein wenig übertrieben scheinen; aber fünfzig Jahre später beging Buckingham für Anna von Oesterreich weit größere Thorheiten.

Der Mann und das Pferd waren also, wie gesagt, in rasendem Galoppe angekommen, und gerade auf den Posten gestossen. Aber der Posten hatte seine Ordre; die Ordre war der Schildwache gegeben worden; die Schildwache hatte also die Partisane gekreuzt, der Reiter geschienen, sich nur mittelmäßig darum zu bekümmern, die Schildwache aber gerufen: „Zu den Waffen!“ Der Posten war unter das Gewehr getreten, und man mußte sich auf eine Erklärung einlassen.

„Ich bin Antraguet,“ sagte der Reiter, „und will mit dem Herzoge von Anjou sprechen.“

„Wir kennen keinen Antraguet,“ antwortete der Postencommandant; „übrigens soll Ihr Wunsch, mit dem Herzoge von Anjou zu sprechen, befriediget werden; denn wir arretiren Sie, und führen Sie zu Seiner Hoheit.“

„Mich arretiren!“ versetzte der Reiter, „das ist doch ein possierlicher Schlingel, der Karl von Balzac von Entragues, Baron von Cuneo und Grafen von Graville arretiren will.“

„Es wird doch so geschehen,“ erwiederte, seinen Ring-

fragen ordnend, der Bürger, welcher zwanzig Mann hinter sich hatte, und vor sich nur einen Einzigen sah.

„Wartet ein wenig, meine guten Freunde,“ sagte Antraguet. „Ihr kennet die Pariser noch nicht, nicht wahr? Nun denn, ich will Euch ein Muster von dem zeigen, was sie zu thun vermögen.“

„Arretiren wir ihn, führen wir ihn zum Monseigneur!“ riefen die Stadtsoldaten wüthend.

„Ganz sachte, meine guten Lämmer von Anjou,“ entgegnete Antraguet, „dieses Vergnügen werde ich haben.“

„Was spricht er denn da?“ fragten die Bürger.

„Er spricht, daß sein Pferd erst zehn Meilen gemacht hat,“ antwortete Antraguet, „daher im Stande ist, über Eure Leiber zu passiren, wenn Ihr nicht Platz machet. Aus dem Wege also, oder, **ventre boeuf** . . .“

Und da die Bürger von Angers den Pariserfluch nicht zu verstehen schienen, hatte Antraguet den Degen gezogen, und mit blitzschnellen radförmigen Hieben die nächsten Schäfte von den Hellebarden abgehauen, deren Spitzen man ihm entgegenstreckte. In weniger als zehn Minuten waren fünfzehn bis zwanzig Hellebarden in Besenstiele verwandelt.

Die wüthenden Bürger stürzten mit Stockschlägen über den Ankömmling her, der vorwärts, rückwärts, rechts und links, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit parirte, und herzlich lachte.

„Ah! ein schöner Einzug,“ sagte er, auf seinem Pferde sich herumwerfend, „o! was für honnette Bürger sind die Bürger von Angers! Morbleu, wie man sich hier amüsirt! Wie sehr Recht hat der Prinz gethan,

Paris zu verlassen, und wie wohl hab' ich's angestellt, mich zu ihm zu begeben!"

Und Antraguet parirte nicht nur auf's Schönste, sondern durchhieb von Zeit zu Zeit, wenn er sich allzu gepreßt fühlte, mit seiner spanischen Klinge das Koller des Einen, die Sturmhaube des Andern, und betäubte, bisweilen seinen Mann wählend, durch einen Schlag mit flachem Degen irgend einen unvorsichtigen Krieger, welcher, den Kopf durch die einfache wollene Anjouer-Mütze geschützt, sich in das Handgemenge stürzte.

Die erbosten Bürger schlugen nach Herzenslust zu, wechselseitig sich verstümmelnd, dann griffen sie wieder an; man hätte meinen sollen, daß sie, gleich den Soldaten von Cadmus, aus dem Boden herausstiegen.

Antraguet fühlte, daß er zu ermüden beginne. „Nun," sagte er, als er die Reihen immer dichter werden sah, „es ist gut; Ihr seyd tapfer, wie Löwen, das ist unstreitig, und ich werde es bezeugen. Allein, Ihr sehet, daß Euch nur mehr die Stiele der Hellebarden bleiben, und daß Ihr Eure Musketen nicht zu laden versteht. Ich hatte beschlossen, in die Stadt zu gehen, aber ich wußte nicht, daß sie von einer Armee von Cäsaren bewacht wäre. Ich verzichte darauf, Euch zu überwinden. Adieu, guten Abend, ich gehe fort; nur sagt dem Prinzen, daß ich eigens von Paris gekommen sey, ihn zu besuchen."

Inzwischen war es dem Capitain gelungen, der Lunte seiner Muskete das Feuer mitzutheilen; doch in dem Augenblicke, da er den Kolben an seine Schulter drückte, versetzte ihm Antraguet mit seinem biegsamen Stocke so

wüthende Hiebe auf die Finger, daß er seine Waffe fahren ließ, und abwechselnd mit dem rechten und linken Fuße zu springen begann.

„Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!“ riefen die zerquetschten und zornentbrannten Stadtsoldaten, „lassen wir ihn nicht fliehen! Er soll uns nicht entkommen!“

„Ah!“ versetzte Antraguet, „eben erst wolltet Ihr mich nicht einlassen, und jetzt wollt Ihr mich nicht fortziehen lassen; nehmt Euch in Acht! dieß wird meine Taktik ändern: anstatt vom flachen Degen werde ich von seiner Spitze Gebrauch machen, anstatt Hellebarden abzuhauen, werde ich Handgelenke abhauen; nun, laßt hören, meine Lämmer von Anjou, läßt man mich fort?“

„Nein! Tod ihm! Tod ihm! er wird müde! Machen wir ihm das Garaus!“

„Sehr wohl! dieß ist also voller Ernst?“

„Ja, ja!“

„Wohlan! die Finger weg, ich haue die Hände ab.“

Kaum redete er aus, und schickte sich an, seine Drohung zu vollziehen, als ein zweiter Reiter am Horizonte erschien, gleichfalls mit verhängten Zügeln heranbrausend, im gestreckten Galoppe in die Barrière sprengte, und wie der Blitz mitten in das Handgemenge stürzte, das nach und nach zu einem förmlichen Kampfe wurde.

„Antraguet,“ rief der neue Ankömmling, „Antraguet, ei, was Teufel treibst Du denn mitten unter diesen Bürgern?“

„Livarot!“ rief Antraguet aus, sich umkehrend, „ah! mordieu! Du bist zur Wiederfreimachung sehr willkommen, Montjoie und Saint-Denis!“

„Ich wußte wohl, daß ich Dich wieder einholen würde; vor vier Stunden hab' ich Nachricht von Dir erhalten, und seit diesem Augenblicke folge ich Dir, aber in was hast Du Dich denn gemengt? Man metzelt Dich nieder, Gott verzeih mir's!"

„Ja, dieß sind unsere Freunde von Anjou, die mich weder ein- noch auslassen wollen."

„Meine Herren," sagte Livarot, den Hut in die Hand nehmend, „dürfte es Ihnen belieben, sich rechts oder links zu ziehen, damit wir passiren können?"

„Sie beschimpfen uns!" schrien die Bürger; „Tod ihnen! Tod ihnen!"

„Ha! sind sie so in Angers?" erwiederte Livarot, indem er mit der einen Hand seinen Hut wieder auf seinen Kopf setzte, und mit der andern seinen Degen zog.

„Ja, Du siehst," entgegnete Antraguet; „leider sind ihrer viele."

„Bah! zu Dreien werden wir schon damit fertig."

„Ja, zu Dreien, wenn unser Drei wären; es sind unser aber nur zwei."

„Sieh, da kommt Ribeirac."

„Er auch?"

„Hörst Du ihn?"

„Ich sehe ihn. He, Ribeirac! he! hierher! hierher!"

Wirklich hielt gerade in diesem Augenblicke Ribeirac, nicht minder eilig, als seine Gefährten, wie es schien, den nämlichen Einzug, wie jene, in die Stadt Angers.

„Ei, man schlägt sich," sagte Ribeirac, „da giebt's ein Abenteuer. Guten Tag, Antraguet, guten Tag, Livarot!"

„Laßt uns angreifen,“ versetzte Antraguet.

Die Stadtsoldaten betrachteten ziemlich bestürzt die neue, für die beiden Freunde so eben angekommene Verstärkung, welche aus der Lage von Angegriffenen in jene von Angreifern überzugehen sich anschickten.

„Ah! sie bilden ja ein ganzes Regiment,“ sagte der Capitain der Miliz zu seinen Leuten; meine Herren, unsere Schlachtordnung scheint mir fehlerhaft, und ich schlage vor, daß wir eine halbe Wendung links machen.“

Die Bürger begannen mit jener Fähigkeit, die sie in der Ausführung militärischer Bewegungen characterisirt, alsogleich eine halbe Wendung links. Dieß geschah, weil sie außer der Aufforderung ihres Capitains, welche sie natürlich zur Klugheit zurückführte, die drei Reiter mit einer martialischen Haltung Front machen sahen, ob welcher selbst die Unerschrockensten zitterten.

„Dieß ist ihre Vorhut,“ riefen die Bürger, die sich selbst einen Vorwand, um zu fliehen, geben wollten. „Alarm! Alarm!“

„Feuer!“ schrien die Andern, „Feuer!“

„Der Feind! Der Feind!“ riefen die Meisten. „Wir sind Familienväter. Wir sind schuldig, uns unsern Weibern und Kindern zu erhalten. Rette sich, wer kann!“ schrie der Capitain. Und in Folge dieser verschiedenen Ausrufungen, die jedoch Alle, wie man sieht, den nämlichen Zweck hatten, entstand ein schrecklicher Tumult auf der Straße, und Stockhiebe begonnen wie Hagel auf die Neugierigen zu fallen, deren gedrängter Kreis die Furchtsamen am Fliehen hinderte. Nun drang das Gerücht von der Schlägerei bis auf den Schloßplatz, wo, wie

wir gesagt haben, der Prinz das schwarze Brod kostete, die Bücklinge, und den trockenen Stockfisch seiner Anhänger. Bussy und der Prinz erkundigten sich; man sagte ihnen, es seyen drei Männer, oder vielmehr drei eingefleischte Teufel, von Paris kommend, die diesen ganzen Lärm machten.

„Drei Männer!" erwiederte der Prinz; „geh doch, und sieh, was es ist, Bussy."

„Drei Männer?" versetzte Bussy; „kommen Sie, Monseigneur."

Und Beide zogen fort: Bussy voran, der Prinz, folgte ihm vorsichtig, von etwa zwanzig Reitern begleitet. Sie kamen an, als die Bürger das von uns erwähnte Manoeuvre zu großem Nachtheile der Schultern und Schädel der Neugierigen begannen. Bussy richtete sich in seinen Steigbügeln auf, und sein Adlerauge in das Handgemenge tauchend, erkannte er Livarot an dessen langem Gesichte.

„Mort de ma vie!" rief er dem Prinzen mit donnernder Stimme zu, „eilen Sie doch hinzu, Monseigneur; dieß sind unsere Pariserfreunde, die uns belagern."

„Nein," antwortete Livarot mit einer Stimme, die das Schlachtgetöse übertäubte, „dieß sind vielmehr deine Anjouerfreunde, die uns zerfetzen."

„Nieder mit den Waffen!" rief der Herzog; „nieder mit den Waffen, Schurken! es sind Freunde."

„Freunde!" riefen die Bürger aus, gequetscht, geschrunden, abgemattet, „Freunde! man mußte ihnen dann also das Losungswort geben, seit einer guten Stunde behandeln wir sie, wie Heiden, und sie behandeln uns wie Türken."

Und die rückgängige Bewegung fand vollends statt. Livarot, Antraguet und Ribeirac näheten sich als Triumphatoren in dem durch den Rückzug der Bürger freigelassenen Raume, und Alle beeilten sich, die Hand Seiner Hoheit zu küßen, wornach jeder, der Reihe nach, in Bussy's Arme stürzte.

„Es scheint," äußerte der Capitain philosophisch, „daß es ein Schwarm Anjouer ist, den wir für einen Schwarm Geier hielten."

„Monseigneur," flüsterte Bussy dem Herzoge in's Ohr, „zählen Sie ihre Stadtsoldaten, ich bitte Sie."

„Warum?"

„Zählen Sie immerhin beiläufig, im Großen; ich sage zu Ihnen nicht: Einen nach dem Andern."

„Es sind wenigstens hundertfünfzig."

„Wenigstens, ja."

„Wohlan, was willst du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Sie da keine famosen Soldaten besitzen, weil drei Männer sie geschlagen haben."

„Es ist wahr," versetzte der Herzog. „Weiter?"

„Weiter! Gehen Sie doch aus der Stadt mit solchen Burschen hinaus, wie diese!"

„Ja," entgegnete der Herzog, „allein ich werde mit den drei Männern hinausgehen, welche die Andern geschlagen haben."

„Potztausend!" äußerte Bussy ganz leise, „darauf hatte ich nicht gedacht. Es leben die Hasenfüsse weil sie logisch sind!"

Zweites Kapitel.

Roland.

In Folge der erhaltenen Verstärkung konnte der Herr Herzog von Anjou sich endlosen Recognoscirungen um den Platz herum überlassen. Von seinen auf eine so gelegene Art angekommenen Freunden begleitet, zog er mit einem Kriegsgeräthe aus, auf welches die Bürger von Angers überaus stolz waren, obwohl der Vergleich dieser gut berittenen, gut equipirten Edelleute, mit den zerfetzten Rüstungen und verrosteten Waffen der Stadtmiliz, eben nicht zum Vortheile dieser Letzteren ausfiel. Man besichtigte zuvörderst die Wälle, dann die an die Wälle stoßenden Gärten, dann das an die Gärten grenzende Land, dann endlich die auf diesem Lande zerstreuten Schlösser, und es geschah nicht ohne ein Gefühl sehr markirter Arroganz, daß der Herzog vorüberziehend, entweder nahe bei den Wäldern, oder inmitten derselben spottete, die ihm so große Furcht eingejagt hatten, oder vielmehr vor denen ihm von Bussy so große Furcht war eingejagt worden.

Die Anjouer edelleute kamen mit Geld an; sie fanden am Hofe des Herzogs von Anjou eine Freiheit, die sie am Hofe Heinrichs III. zu treffen weit entfernt waren; es konnte also nicht fehlen, daß sie in einer Stadt ein lustiges Leben führten, die geneigt war, wie es jede Hauptstadt seyn soll, die Börse ihrer Gäste zu plündern. Noch waren nicht drei Tage verflossen, als Antraguet, Ribeirac und Livarot mit den auf Parisermoden und Manieren erpichtesten Anjouer edlen Verhältnisse angeknüpft hatten.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß diese würdigen Seigneurs verheirathet, und mit jungen und schönen Frauen versehen waren. Daher geschah es nicht zu seinem Privat-Vergnügen, wie vielleicht jene glauben könnten, welche die Selbstsucht des Herzogs von Anjou kennen, daß er so schöne Cavalcaden in der Stadt hielt. Diese Spazierritte gereichten den Pariseredelleuten zum Vergnügen, die zu ihm gekommen waren, den Anjouerseigneurs, und vorzüglich den Anjouerdamen. Vor Allem mußte Gott sich darüber freuen, weil die Sache der Ligue Gottes Sache war. Dann mußte der König deßhalb unstreitig wüthend werden. Endlich waren die Damen dabei glücklich. So war die große Dreieinigkeit jener Epoche repräsentirt: Gott, der König und die Damen.

Die Freude erreichte ihren höchsten Grad an dem Tage da man in prächtiger Ordnung zweiundzwanzig Handpferde ankommen sah, dreißig Zugpferde, endlich vierzig Maulthiere, die mit ihren Sänften, Wagen, und Gabelwagen, die Equipagen des Herrn Herzog von Anjou bildeten. Dieß Alles kam wie durch Zauber von Tours, für die mäßige Summe von fünfzigtausend Thalern, die der Herr Herzog von Anjou zu diesem Zwecke geopfert hatte. Man muß gestehen, daß die Pferde gesattelt, die Sättel aber den Sattlern noch nicht bezahlt waren; man muß gestehen, daß die Koffer herrliche, mit Schlüsseln verschließbare Schlösser hatten, die Koffer aber leer waren. Man muß gestehen, daß der letztere Umstand dem Prinzen zu allem Lobe gereichte, weil der Prinz sie durch Erpressungen hätte füllen können. Aber das Nehmen lag nicht in der Natur des Prinzen; das Entwenden war

ihm lieber. Dennoch brachte der Einzug dieses Cortége in Angers eine prächtige Wirkung hervor. Die Pferde gingen in die Ställe, die Wagen wurden in die Schoppen gethan. Die Koffer wurden von den vertrautesten Dienern des Prinzen getragen. Es bedurfte sehr verlässiger Hände, um es zu wagen, ihnen die Summen anzuvertrauen, die sie nicht enthielten. Endlich schloß man die Thore des Palastes einer geschäftigen Menge vor der Nase zu, welche in Folge dieser Vorsichtmaßregel überzeugt war, daß der Prinz zwei Millionen in die Stadt hatte bringen lassen, während es sich dagegen nur darum handelte, aus der Stadt eine ungefähr gleiche Summe mitzunehmen, auf welche die leeren Koffer rechneten.

Der Ruf vom Reichthume des Herrn Herzogs von Anjou war von diesem Tage an fest gegründet, und die ganze Stadt blieb nach dem ihren Augen gebotenen Anblicke überzeugt, daß er reich genug wäre, nöthigenfalls mit ganz Europa Krieg zu führen. Dieses Vertrauen sollte den Bürgern helfen, geduldig die neuen Steuern zu ertragen, welche der Herzog, von den Rathschlägen seiner Freunde unterstützt, den Anjouern aufzubürden die Absicht hatte. Zudem kamen die Anjouer den Wünschen des Herzogs von Anjou fast entgegen. Man bedauert niemals das Geld, welches man den Reichen leiht oder giebt. Der König von Navarra hätte mit seinem Elendsrufe nicht den vierten Theil des Erfolges erreicht, den der Herzog von Anjou mit seinem Reichthumsrufe erhielt. Doch kommen wir auf den Herzog zurück. Der würdige Prinz lebte als Patriarch in Ueberfülle aller Gü=

ter der Erde, und Anjou ist, wie Jeder weiß eine gute Erde. Die Straßen waren mit Reitern bedeckt, die nach Angers eilten, um dem Prinzen ihre Unterwerfungen und Dienstanbietungen zu machen. Seinerseits betrieb der Herzog von Anjou seine Recognoscirungen, die immer darauf hinausliefen, irgend einen Schatz zu suchen. Bussy hatte es dahin gebracht, daß keine von diesen Recognoscirungen bis zum Schloße ausgedehnt wurde, welches Diane bewohnte. Dieß geschah, weil Bussy diesen Schatz sich selbst vorbehielt, auf seine Art diesen kleinen Winkel der Provinz plündernd, welcher nach einer geziemenden Vertheidigung sich endlich auf Discretion ergeben hatte. Nun aber kam, während Herr von Anjou recognoscirte, und Bussy plünderte, Herr von Monsoreau, der sein Jagdpferd bestiegen hatte, vor den Thoren von Angers an. Es mochte vier Uhr Nachmittags seyn; um bis vier Uhr ankommen zu können, hatte Herr von Monsoreau einen Tagmarsch von achtzehn Meilen gemacht. Daher waren seine Sporen roth, und sein schaumweißes Pferd halb todt.

Die Zeit, den Ankommenden an den Stadthoren Schwierigkeiten zu machen, war vorüber; man war jetzt in Angers so hochmüthig, so geringschätzig, daß man ohne Anstand ein Bataillon Schweizer hätte einziehen lassen, wären diese Schweizer auch vom tapfern Crillon selbst commandirt gewesen. Herr von Monsoreau, der nicht Crillon war, trat geradenwegs ein, und sagte: „In den Pallast von Monseigneur, dem Herzoge von Anjou."

Er hörte die Antwort der Wächter nicht an, die

hinter ihm eine Antwort ausstießen; sein Pferd schien sich auf seinen Füßen nur noch durch ein Gleichgewichtswunder zu erhalten, das es gerade der Schnelligkeit seines Ganges verdankte; das arme Thier ging dahin ohne das geringste Bewußtseyn seines Lebens, und man konnte darauf wetten, daß es zusammenstürzen würde, sobald es stillstände. Es blieb am Palaste stehen; aber Herr von Monsoreau war ein vortrefflicher Reiter, das Pferd ein Racepferd; Pferd und Reiter blieben aufrecht.

„Der Herr Herzog?" rief der Oberjägermeister.

„Monseigneur sind auf Recognoscirung ausgeritten," antwortete die Schildwache.

„Wohin?" fragte Herr von Monsoreau.

„Dorthin," erwiederte der Soldat, die Hand nach einer der vier Weltgegenden ausstreckend.

„Teufel!" sagte Monsoreau, „was ich dem Herzoge zu sagen hätte, wäre doch so dringend; was ist zu thun?"

„Sogleich das Pferd in den Stall zu führen," entgegnete die Schildwache, die ein Reiter aus dem Elsasse war, „denn wenn Sie es nicht an eine Mauer lehnen, wird es umfallen."

„Der Rath ist gut, obgleich in schlechtem Französisch gegeben," versetzte Monsoreau. „Wo sind die Ställe, mein braver Mann?"

„Dort unten."

In diesem Momente näherte sich ein Mann dem Cavaliere, und nannte seine Würden. Dieß war der Haushofmeister. Herr von Monsoreau antwortete durch Aufzählung seiner Namen, Vornamen und Würden. Der

Haushofmeister verbeugte sich ehrerbietig; der Name des Oberjägermeisters war seit langer Zeit in der Provinz bekannt.

„Mein Herr,“ sagte er, „wollen Sie gefälligst eintreten, und ein wenig ausruhen. Monseigneur sind vor kaum zehn Minuten ausgeritten; Seine Hoheit werden vor acht Uhr Abends nicht heimkehren.“

„Acht Uhr Abends!“ versetzte Monsoreau, an seinem Knebelbarte nagend, „das hieße zu viel Zeit verlieren. Ich bin Ueberbringer einer wichtigen Nachricht, welche Seine Hoheit nicht früh genug erfahren können. Haben Sie kein Pferd und einen Wegweiser für mich?“

„Ein Pferd! zehn statt eines, mein Herr,“ erwiederte der Haushofmeister. „Was einen Führer betrifft, das ist etwas Anderes; denn Monseigneur haben nicht gesagt, wohin Dieselben gingen, und fragend würden Sie in dieser Beziehung eben so viel, wie irgend ein Anderer, erfahren; zudem möchte ich das Schloß nicht entblössen. Dieß ist eine von den großen Anempfehlungen Seiner Hoheit.“

„Ah! ah!“ fragte der Oberjägermeister, „man ist also hier nicht in Sicherheit?“

„O! mein Herr, inmitten von solchen Männern, wie die Herren Bussy, Livarot, Ribeirac, Antraguet, ungerechnet unsern unüberwindlichen Prinzen, Monseigneur, den Herzog von Anjou, ist man immer in Sicherheit; aber Sie begreifen ...“

„Ja, ich begreife, daß weniger Sicherheit vorhanden ist, wenn sie nicht da sind.“

„Gerade dieß ist's, mein Herr.“

„So werde ich also ein frisches Pferd im Stalle nehmen, und trachten, durch Erkundigung Seine Hoheit einzuholen."

„Es ist Alles darauf zu wetten, mein Herr, daß Sie auf diese Art Monseigneur einholen werden."

„Ist man nicht im Galoppe fortgeritten?"

„Im Schritte, mein Herr, im Schritte."

„Sehr wohl! Diese Sache ist im Reinen; zeigen Sie mir nun das Pferd, welches ich nehmen kann."

„Treten Sie in den Stall, Monseigneur, und wählen Sie selbst; Alle gehören Monseigneur."

„Sehr wohl!"

Monsoreau trat ein. Zehn bis zwölf Pferde, die schönsten und frischesten, holten ein reichliches Mahl aus den mit dem schmackhaftesten Haber und Heu von Anjou vollgestopften Krippen.

„Hier wählen Sie," sagte der Haushofmeister.

Monsoreau ließ einen Kennerblick über die Reihe der Vierfüßler hinschwebten. „Ich nehme dieses braunrothe Pferd," erwiederte er, „lassen Sie es mir satteln."

„Roland."

„Heißt's Roland?"

„Ja, es ist das Lieblingspferd Seiner Hoheit. Er reitet es täglich; Herr von Bussy hat es ihm gegeben, und Sie fänden es gewiß nicht im Stalle, wenn Seine Hoheit nicht neue, aus Tours erhaltene Pferde probiren würden."

„Auf diese Weise scheine ich keinen üblen Blick zu haben."

Ein Stalldiener näherte sich. „Sattle Roland," sagte der Haushofmeister.

Das Pferd des Grafen war von selbst in den Stall gegangen, und hatte sich auf die Streu hingestreckt, ohne nur zu warten, bis man ihm das Zaumwerk abnahm. Roland war in einigen Secunden gesattelt. Herr von Monsoreau schwang sich leicht in den Sattel, und erkundigte sich zum zweitenmale, nach welcher Richtung hin die Cavalcade sich begeben habe.

„Sie ist durch dieses Thor hinaus, und auf dieser Straße fort," sagte der Haushofmeister, dem Oberjägermeister den nämlichen Punkt bezeichnend, den ihm schon die Schildwache bemerkt hatte.

„Meiner Treue," sagte Monsoreau, da er den Zügel fahren ließ, und sah, daß das Pferd von selbst diesen Weg einschlug, „man sollte meinen, auf mein Wort, daß Roland der Fährte folge."

„O! seyen Sie darüber unbesorgt," erwiederte der Haushofmeister, „ich habe Herrn von Bussy und dessen Arzt, Herrn Remy, sagen hören, daß dieß das intelligenteste Thier sey, das es gebe; sobald es seine Kameraden wittern wird, wird es sie einholen; sehen Sie die schönen Beine, sie würden einen Hirsch neidisch machen."

Wirklich ging das Pferd, ohne zu erwarten, daß man es antreibe, und verließ die Stadt mit sehr gutem Vorbedacht; es schlug sogar, bevor es an das Thor kam, einen Seitenweg ein, um die Straße abzuschneiden, die sich in die zwei Zacken theilte, in der Runde links, in gerader Linie rechts. Diesen Beweis von Intelligenz gebend, schüttelte das Pferd den Kopf, wie um sich von

dem Zügel loszumachen, den es auf seinen Lippen lasten fühlte; es schien dem Reiter zu sagen, daß jede beherrschende Einwirkung bei ihm überflüssig wäre, und je näher es dem Stadtthore kam, desto mehr beschleunigte es seinen Gang.

„Wahrhaftig," murmelte Monsoreau, „ich sehe, daß man mir nicht zu viel davon gesagt; weil Du also Deinen Weg so gut kennst, so geh, Roland, geh!"

Und er ließ die Zügel auf Rolands Halse liegen. Auf dem äusseren Walle angekommen, zögerte das Pferd einen Augenblick, um zu wissen, ob es sich rechts oder links wenden sollte. Es wendete sich links. In diesem Augenblicke ging ein Bauer vorüber.

„Habt Ihr einen Trupp Reiter gesehen, Freund?" fragte Monsoreau.

„Ja, mein Herr," antwortete der Landmann, „ich bin ihm begegnet, da unten, vorwärts."

Gerade in der von Roland eingeschlagenen Richtung, war der Bauer jenem Truppe begegnet.

„Geh, Roland, geh," sagte der Oberjägermeister, seinem Pferde die Zügel lassend, das einen starken Trab begann, mit dem man natürlich drei bis vier Meilen in der Stunde machen mußte. Das Pferd ging noch eine Zeitlang auf dem Walle fort, dann bog es plötzlich rechts ein, einen blumigen Fußpfad wählend, der quer durch das Feld ging. Monsoreau war einen Augenblick unschlüssig, ob er nicht Roland anhalten sollte, aber Roland schien seiner Sache so gewiß, daß er ihn gehen ließ. Je weiter das Pferd vorwärts kam, desto mehr beseelte es sich. Es ging vom Trabe in Galopp über, und in

weniger als einer Viertelstunde war die Stadt den Blicken des Reiters entschwunden. Auch der Reiter seinerseits schien, je weiter er vorwärts ritt, die Localitäten zu erkennen.

„Ei," sagte er, in den Wald eintretend, „man sollte meinen, daß wir nach Meridor gehen; sollten etwa Seine Hoheit zufällig ihren Weg in der Richtung gegen das Schloß genommen haben?" Und die Stirne des Oberjägermeisters umwölkte sich bei diesem Gedanken, der nicht zum erstenmale in seinem Geiste auftauchte. „O! o!" murmelte er, „sollte ich denn, der ich kam, um zuerst den Prinzen zu sehen, und den Besuch meiner Frau auf morgen verschob, die Ehre haben, Beide zugleich zu sehen.

Ein schreckliches Lächeln zuckte über die Lippen des Oberjägermeisters. Das Pferd ging immer, und fuhr fort, sich mit einer Beharrlichkeit rechts zu halten, welche den entschiedensten und sichersten Gang andeutete.

„Aber, bei meiner Seele," dachte Monsoreau, „ich muß jetzt nicht mehr sehr weit vom Parke von Meridor entfernt seyn."

In diesem Momente begann das Pferd zu wiehern. Im gleichen Augenblicke antwortete ihm aus der Tiefe der Baumgruppen ein zweites Wiehern. „Ah! ah!" sagte der Oberjägermeister, „Roland scheint seine Kameraden wieder gefunden zu haben."

Das Pferd verdoppelte seine Schnelligkeit, wie der Blitz unter den hohen Baumschlägen hinfliegend. Plötzlich gewahrte Monsoreau eine Mauer, und ein neben dieser Mauer angebundenes Pferd. Das Pferd wieherte

zum zweitenmale, und Monsoreau erkannte, daß es dasselbe war, welches das erstemal gewiehert haben mußte.

„Es ist Jemand da!" sagte Monsoreau erblassend.

Drittes Kapitel.

Was den Herrn Grafen von Monsoreau anmeldete.

Herr von Monsoreau erstaunte immer mehr; darin, daß er zur Mauer von Meridor wie durch Zauber kam, daß dieses Pferd dem seinigen liebkosete, auf dem er gekommen war, wie wenn es in vertrautester Bekanntschaft zu ihm gestanden hätte, lag sicher etwas, was den Unargwöhnischesten zum Nachdenken bewegen konnte. Sich nähernd, (und man überlege, ob Herr von Monsoreau sich rasch näherte), sich nähernd gewahrte er die Beschädigung der Mauer an dieser Stelle; es war eine förmliche Leiter, die eine Bresche zu werden drohte; die Füsse schienen Sprossen in den Stein gehöhlt zu haben, und die eben erst ausgerissenen Brombeersträuche hingen an ihren geknickten Zweigen. Der Graf überschaute das Ganze mit einem Blicke, dann ging er vom Ganzen zu den Details über. Das Pferd verdiente den ersten Platz; es erhielt ihn. Das indiscrete Thier trug einen mit einer silbergestickten Schabracke garnirten Sattel. In einem von ihren Zipfeln war ein doppeltes F, ein doppeltes A durchschlingend. Dieß war unzweifelhaft ein Pferd aus den Ställen des Prinzen, weil der Namenszug Franz von Anjou ausdrückte. Der Argwohn des

Grafen in dieser Beziehung stieg zu wirklicher Unruhe. Der Herzog war also von dieser Seite gekommen, er kam also oft dahin, weil es, außer dem angebundenen Pferde, ein zweites gab, das den Weg wußte. Monsoreau folgerte, daß er, da der Zufall ihn auf diese Fährte geführt hatte, dieser Fährte bis an's Ende folgen müsse. Dieß lag zuvörderst in seinen Gewohnheiten als Oberjägermeister und eifersüchtiger Gatte. Allein so lange er auf dieser Seite der Mauer blieb, war's offenbar, daß er nichts sehen würde. Er band folglich sein Pferd neben dem schon vorhandenen an, und begann muthig die Ersteigung. Dieß war leicht, ein Fuß rief dem andern; die Hand hatte ihre völlig bereiteten Stellen, um sich anzuhalten; die Beuge des Armes war auf den Steinen auf der Oberfläche des Mauerrückens abgedrückt, und man hatte mit einem Hirschfänger sorgfältig eine Eiche ausgeschneitelt, deren Aeste an dieser Stelle die Aussicht erschwerten und die Bewegung hinderten. So viele Anstrengungen wurden von einem vollständigen Erfolge gekrönt; Herr von Monsoreau befand sich kaum auf seinem Beobachtungsposten, als er am Fuße eines Baumes eine blaue Mantille und einen Mantel von schwarzem Sammet erblickte. Die Mantille gehörte unstreitig einer Frauensperson und der schwarze Mantel einem Manne; übrigens brauchte man nicht lange zu suchen, der Mann und die Frauensperson spazierten etwa fünfzig Schritte von diesem Orte, Arm in Arm, den Rücken der Mauer zugewendet, und übrigens durch das Laubwerk des Gebüsches versteckt. Zum Unglücke für Herrn von Monsoreau, der die Mauer nicht an seine Gewaltthätigkeiten gewöhnt

hatte, lösete sich ein Bruchstein von der Mauerkappe ab, und fiel, die Zweige abbrechend, auf's Gras; hier schallte er mit einem gellenden Echo. Es schien, daß bei diesem Geräusche die Personen, deren Züge das Gebüsch Herrn von Monsoreau verbarg, sich umkehrten und ihn erblickten; denn ein schrillender und bedeutungsvoller weiblicher Schrei ließ sich vernehmen, dann verkündete ein Anstreifen am Laubwerke dem Grafen, daß sie wie aufgeschreckte Rehe sich flüchteten.

Bei dem Schreie der Frauensperson fühlte Monsoreau den Angstschweiß aus seiner Stirne quellen. Er hatte Dianens Stimme erkannt. Von nun an unfähig, dem Aufbrausen der Wuth zu widerstehen, die ihn fortriß, sprang er von der Mauer herab, und begann, mit seinem Degen in der Hand Gebüsche und Zweige zu durchhauen, um den Flüchtigen zu folgen. Aber Alles war verschwunden, nichts störte die Stille des Parkes; kein Schatten in der Tiefe der Baumgänge, keine Spur auf den Wegen, kein Geräusch in den Gehölzen, als der Gesang der Nachtigallen und Grasmücken, die gewohnt die beiden Liebenden zu sehen, von ihnen nicht konnten erschreckt werden. Was war in der Einsamkeit zu thun? Was zu beschließen? Wohin zu eilen? Der Park war groß; man konnte indem man jene verfolgte, die man suchte, jene treffen die man nicht suchte.

Herr von Monsoreau dachte, daß die von ihm gemachte Entdeckung für den Augenblick genüge; übrigens fühlte er sich selbst von einer allzuheftigen Stimmung beherrscht, um mit jener Klugheit zu handeln, die er einem

so furchtbaren Nebenbuhler, wie Franz, gegenüber, ent= entwickeln mußte. Ferner konnte er es etwa nicht seyn, und der Graf hatte bei dem Herzoge von Anjou eine dringende Mission zu vollziehen; übrigens würde er, wenn er wieder zum Prinzen käme, wohl sehen, was er von dessen Schuld oder Unschuld zu halten habe. Weiter tauchte eine erhabene Idee in ihm auf. Diese bestand darin, über die Mauer an der nämlichen Stelle zu klimmen, wo er sie schon erstiegen hatte, und mit seinem Pferde zugleich das Pferd des durch ihn im Parke überraschten Eindringlings mitzunehmen. Dieser Racheplan verlieh ihm Kräfte; er eilte zurück, und kam keuchend und schweißbedeckt am Fuße der Mauer an. Jeden Zweig zu Hülfe nehmend, gelangte er hinauf, und fiel auf der andern Seite herab; aber auf der andern Seite gab es kein Pferd, oder besser zu sagen, keine Pferde mehr. Die Idee, die er gehabt hatte, war so gut, daß sie, bevor sie ihn ihm aufstieg, auch seinem Feinde gekommen, und von ihm benützt worden war.

Niedergedonnert ließ Herr von Monsoreau ein Wuthgebrüll entschlüpfen, jenem boshaften Teufel die Faust weisend, der gewiß in dem schon dichter gewordenen Dunkel des Waldes seiner spottete; da jedoch bei ihm der Wille nicht leicht zu besiegen war, rang er mit den reihenweisen Widerwärtigkeiten, die es sich zur Aufgabe zu machen schienen, ihn zu Boden zu drücken, und alsogleich sich orientirend, ungeachtet der rasch anbrechenden Nacht raffte er alle seine Kräfte zusammen, und kam auf einem Seitenwege, den er seit seiner Kindheit kannte, wieder nach Angers. Dritthalb Stunden

nachher erreichte er das Stadtthor, vor Durst, Hitze und Müdigkeit vergehend; aber die Exaltation des Gedankens hatte dem Leibe Kräfte verliehen, und er war immerhin der eigenwillige und zugleich heftige Mann. Zudem hielt ihn ein Gedanke aufrecht: er wollte die Schildwache ausfragen, oder vielmehr die Schildwachen; er wollte von Thor zu Thor gehen; er gedachte zu erfahren durch welches Thor ein Mann mit zwei Pferden heimgekehrt sey; er wollte die Börse leeren, er wollte Gold versprechen, und so die Personalbeschreibung dieses Mannes erkunden. Dann sollte dieser Mann früher oder später seine Schuld büßen. Er fragte die Schildwache aus; aber die Schildwache war eben erst auf den Posten gezogen, und wußte nichts; er ging auf die Hauptwache und erkundigte sich. Der Stadtsoldat, der von der Wache abkam, hatte vor etwa zwei Stunden ein reiterloses Pferd heimkehren sehen, das ganz allein den Weg zum Palaste gefunden hatte. Er hatte dann gedacht, daß dem Reiter irgend ein Unfall begegnet, und das intellegente Pferd allein wieder heimgekehrt sey.

Monsoreau schlug sich auf die Stirne; es war entschieden, das er nichts erfahren sollte. Dann schlug auch er den Weg nach dem herzoglichen Pallaste ein. Hier herrschten großartiges Leben, lautes Getöse, große Freude; die Fenster blitzten wie Sonnen, und die Küchen leuchteten wie glühende Oefen, durch ihre Luftlöcher Wildpret- und Gewürzdüfte entsendend, fähig vergessen zu machen, daß der Magen ein Nachbar des Herzens ist. Aber die Gitter waren geschlossen, und hier zeigte sich eine Schwierigkeit: man mußte sie sich öffnen lassen. Monsoreau

rief dem Thorwarte und nannte sich; aber der Thorwart wollte ihn nicht wieder erkennen.

„Sie waren gerade," sagte er, „und sind gebückt."

„Dieß macht die Müdigkeit."

„Sie waren blaß, und sind roth."

„Dieß macht die Hitze."

„Sie waren zu Pferd, und kehren ohne Pferd heim."

„Dieß kommt von den Umstande her, daß mein Pferd sich gefürchtet, einen Seitensprung gemacht, mich abgeworfen hat, und ohne Reiter zurückgekehrt ist. Haben Sie mein Pferd nicht gesehen?"

„Ah! allerdings," antwortete der Thorwart.

„Jedenfalls setzen Sie den Haushofmeister in Kenntniß."

Der Thorwart, über diesen Ausweg entzückt, der ihn aller Verantwortlichkeit überhob, ließ Herrn Remy in Kenntniß setzen. Herr Remy kam an, und erkannte Monsoreau sehr gut.

„Mein Gott, woher kommen Sie in einem solchen Zustande?" fragte er ihn.

Monsoreau wiederholte das nämliche, schon dem Thorwarte erzählte Mährchen.

„In der That," sagte der Haushofmeister, „wir sind sehr besorgt gewesen, als wir das Pferd ohne Reiter ankommen sahen, vorzüglich Monseigneur, den ich von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen die Ehre hatte."

„Ah! Monseigneur schienen besorgt," versetzte Monsoreau.

„Sehr besorgt."

„Und was sagte er?"

„Daß man Sie gleich nach Ihrer Ankunft zu ihm führe."

„Gut! ich will nur noch zuvor in den Stall mich begeben, um zu sehen, ob dem Pferde Seiner Hoheit nichts begegnet ist.“

Und Monsoreau ging in den Stall, und erblickte das intelligente Pferd an dem Platze, wo er es genommen hatte, wie ein Pferd fressend, welches das Bedürfniß spürt, seine Kräfte wieder zu stärken. Dann dachte Monsoreau, ohne auch nur sich die Mühe zu geben, seine Kleider zu wechseln, daß die Wichtigkeit der Nachricht, die er überbrachte, ihn der Etikette überheben müßte; ohne auch nur die Kleider zu wechseln, sagen wir, ging der Oberjägermeister dem Speisesaale zu.

Alle Edelleute des Hofes, und Seine Hoheit selbst, um eine prächtig servirte und herrlich erleuchtete Tafel versammelt, hieben auf die Fasanenpasteten ein, auf die frischen Wildschweinrostbraten, und auf die gewürzten Zwischengerichte, die sie mit jenem so vortrefflichen und so milden schwarzen Weine von Cahors begossen, oder mit jenem heimtückischen, süßen und perlenden Weine von Anjou, dessen Düfte in den Kopf steigen, bevor die Topase, die er im Glase ansetzt, völlig ausgeschöpft sind.

„Der Hof ist übervollzählig,“ sagte Antraguet, rosenfarben wie ein junges Mädchen, und schon betrunken, wie ein deutscher Reiter; „übervollzählig, wie der Keller Eure Hoheit.“

„Nein, nein,“ erwiederte Ribérac, „es fehlt uns noch ein Oberjägermeister. Es ist wahrhaftig eine Schande, daß wir das Mittagsessen Seiner Hoheit verzehren, und es uns nicht selbst holen.“

„Ich stimme für irgend einen Oberjägermeister,“ äu=

ßerte Livarot; „gleichviel welcher es sey, wär's auch Herr von Monsoreau.“

Der Herzog lächelte; er allein wußte die Ankunft des Grafen. Kaum war Livarot mit seine Aeußerung fertig, und der Prinz mit seinem Lächeln, als die Thüre aufging, und Herr von Monsoreau eintrat. Der Herzog machte, ihn erblickend, einen um so lärmenderen Ausruf, als er inmitten allgemeiner Stille erscholl.

„Wohlan, da ist er,“ sagte er; „Sie sehen, daß wir vom Himmel begünstiget sind, meine Herren, da uns der Himmel auf der Stelle das sendet, was wir wünschen.“

Monsorean, durch die Festigkeit des Prinzen ziemlich verwirrt, die in der dergleichen Fällen Seiner Hoheit nicht eigenthümlich war, verbeugte sich mit einer sehr verlegenen Miene, und wendete den Kopf ab, gleich einer aus der Finsterniß plötzlich in das Tageslicht gebrachten Eule geblendet.

„Setzen Sie sich und soupiren Sie,“ sagte der Herzog, Herrn von Monsoreau einen Platz sich gegenüber anweisend.

„Monseigneur,“ antwortete Monsoreau, „ich habe großen Durst, ich habe großen Hunger, ich bin sehr müde; aber ich werde nicht trinken, ich werde nicht essen, ich werde mich nicht setzen, bevor ich nicht bei Eurer Hoheit einer Botschaft von höchster Wichtigkeit mich entlediget habe.“

„Sie kommen von Paris, nicht wahr?“

„In größter Eile, Monseigneur.“

„Wohlan, sprechen Sie,“ sagte der Herzog.

Monsoreau näherte sich dem Herzoge, und sagte, das Lächeln auf den Lippen, den Haß im Herzen, ganz leise zu ihm: „Monseigneur, Madame, die Königin-Mutter, nähert sich in starken Tagmärschen; sie besucht Eure Hoheit."

Der Herzog, auf welchen alle Augen gerichtet waren, ließ eine plötzliche Freude durchblicken. „Das ist gut," sagte er, „ich danke Ihnen, Herr von Monsoreau; heute wie immer finde ich Sie als einen treuen Diener; fahren wir fort zu soupiren, meine Herren."

Und er rückte einen Armstuhl an den Tisch, den er einen Augenblick weggeschoben hatte, um Herrn von Monsoreau zu hören. Das Festgelage begann wieder; der Oberjägermeister, zwischen Livarot und Ribérac eingewiesen, hatte kaum die Annehmlichkeit eines guten Tisches gekostet, und sich kaum einem reichlichen Mahle gegenüber befunden, als er plötzlich den Appetit verlor. Der Geist gewann wieder die Oberhand über die Materie. Der von traurigen Gedanken fortgeschleppte Geist kehrte in den Park von Meridor zurück, und schritt, die vom zerschlagenen Leibe so eben vollendete Reise von Neuem antretend, wie ein aufmerksamer Pilger auf dem blumigen Wege zurück, der ihn an die Mauer geführt hatte. Er sah das wiehernde Pferd wieder, die beschädigte Mauer, die beiden verliebten und fliehenden Wesen, er hörte Dianens Schrei, jenen Schrei, der in die tiefste Tiefe seines Herzens gehallt hatte. Dann, gleichgültig gegen den Lärm, gegen das Licht, selbst gegen das Mahl, vergessend, an wessen Seite und wem gegenüber er sich befand, versenkte er sich in seine eigenen Gedanken, ließ seine Stirne nach und nach sich umwölken, und jagte aus seiner Brust

einen dumpfen Seufzer, der die Aufmerksamkeit der erstaunten Gäste auf sich zog.

„Sie fallen vor Müdigkeit um, Herr Oberjägermeister," sagte der Prinz; „wahrhaftig, Sie würden gut thun, in's Bett zu gehen."

„Meiner Treue, ja," sagte Livarot. „Der Rath ist gut, und wenn Sie ihn nicht befolgen, laufen Sie sehr Gefahr, auf Ihrem Sitze einzuschlafen."

„Um Vergebung, Monseigneur," erwiederte Monsoreau, den Kopf wieder emporhebend; „ich bin wirklich von Müdigkeit vernichtet."

„Betrinken Sie sich, Graf," rieth Antraguet, „nichts entmüdet so gut."

„Und dann," murmelte Monsoreau, „vergißt man, indem man sich betrinkt."

„Bah!" versetzte Livarot, „es hilft nichts, sehen Sie, meine Herren, sein Glas ist noch voll."

„Auf Ihre Gesundheit, Graf," sagte Ribérac, sein Glas aufhebend.

Monsoreau war genöthiget, dem Edelmanne Bescheid zu thun, und leerte das seinige auf einen Zug.

„Er trinkt doch sehr gut, sehen Sie, Monseigneur," äußerte Antraguet.

„Ja," entgegnete der Prinz, der im Herzen des Grafen zu lesen versuchte, „ja, vortrefflich."

„Sie werden uns denn doch eine schöne Jagd anstellen müssen, Graf," sagte Ribérac, „Sie kennen die Gegend."

„Sie haben da Jagdequipagen, Wälder," bemerkte Livarot.

„Und sogar eine Frau," fügte Antraguet bei.

„Ja," wiederholte mechanisch der Graf, „ja, Jagdequipagen, Wälder und Frau von Monsoreau, ja, meine Herren, ja."

„Machen Sie, daß wir einen Eber jagen können, Graf," sagte der Prinz.

„Ich werde trachten, Monseigneur."

„Ei, pardieu," sagte einer von den Anjoueredelleuten, „Sie werden trachten, eine saubere Antwort, da der Wald einen Ueberfluß an Ebern hat. Wenn ich im alten Schlagholze jagen würde, wollte ich nach Verlauf von fünf Minuten deren zehn aufgetrieben haben."

Monsoreau erblaßte wider seinen Willen; das alte Schlagholz war gerade jener Theil des Waldes, wohin Roland ihn so eben geführt hatte.

„Ah! ja, ja, morgen, morgen," riefen die Edelleute einstimmig aus.

„Wollen Sie morgen, Monsoreau?" fragte der Herzog.

„Ich stehe Eurer Hoheit immer zu Befehl," antwortete Monsoreau, „ich bin jedoch, wie Eure Hoheit erst vor einem Augenblicke zu bemerken geruhten, zu sehr ermüdet, um morgen eine Jagd zu leiten. Dann muß ich zuvor die Umgegend besuchen, um zu wissen, wo darin unsere Wälder sind."

„Und laßt ihn denn doch auch seine Frau besuchen, zum Teufel!" sagte der Herzog mit einer Gutmüthigkeit, welche den armen Gatten überzeugte, daß der Herzog sein Nebenbuhler sey.

„Zugestanden, zugestanden!" riefen die jungen Leute mit Heiterkeit aus. „Wir geben Herrn von Monsoreau

vierundzwanzig Stunden, um in seinen Wäldern das zu thun, was es darin zu thun giebt."

„Ja, meine Herren, geben Sie sie mir," versetzte der Graf, „und ich verspreche Ihnen, sie gut anzuwenden."

„Nun, unser Oberjägermeister," sagte der Herzog, „erlaube ich Ihnen, in Ihr Bett zu gehen. Man führe Herrn von Monsoreau in seine Gemächer!"

Herr von Monsoreau verbeugte und entfernte sich, einer großen Last, des Zwanges, entbürdet. Die betrübten Leute lieben die Einsamkeit mehr noch, als die glücklich Liebenden.

Viertes Kapitel.

Wie König Heinrich III. die Flucht seines vielgeliebten Bruders, des Herzogs von Anjou, erfuhr, und was darnach erfolgte.

Sobald der Oberjägermeister den Speisesaal verlassen hatte, währte das Mahl heiterer, lustiger, freier als jemals fort. Monsoreau's düsteres Gesicht hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß die jungen Edelleute zurückhaltend blieben, denn ungeachtet des Vorwandes von Ermüdung, und selbst ihrer Wirklichkeit, war ihnen jene beständige Beschäftigung mit finsteren Gegenständen nicht entgangen, die der Stirne des Grafen jenes Zeichen tiefer Traurigkeit aufprägte, welches den besondern Charakter seiner Physiognomie bildete. Nach seiner Entfernung gewann der in seiner Anwesenheit immer genirte Prinz

seine ruhige Miene wieder, und sagte: „Livarot, bei dem Eintritte unsers Oberjägermeisters hattest Du begonnen, uns Deine Flucht aus Paris zu erzählen, fahr' fort!"

Und Livarot fuhr fort. Da uns aber unser Titel als Geschichtschreiber das Privilegium verleiht, das Geschehene besser als Livarot selbst zu wissen, werden wir unsere Erzählung an die Stelle jener des jungen Mannes setzen; dabei wird sie vielleicht an Schmuck verlieren, aber an Umfang gewinnen, weil wir das wissen, was Livarot nicht wissen konnte, nämlich das, was im Louvre vorgefallen war.

Gegen Mitternacht wurde Heinrich III. durch einen ungewöhnlichen Lärm aufgeweckt, der im Palaste erscholl, worin doch, nach dem Befehle des Königs, so wie er einmal im Bette lag, die tiefste Stille herrschen sollte. Man hörte Flüche, Hellebardenstösse gegen die Wände, hastiges Rennen durch die Gallerien, Verwünschungen, daß der Boden sich hätte aufthun mögen, und inmitten dieses ganzen Lärmes, aller dieser Ausbrüche, aller dieser Gotteslästerungen, die vom Echo tausendfältig wiederholten Worte: „Was wird der König sagen? Was wird der König sagen?"

Heinrich richtete sich in seinem Bette auf, und schaute Chicot an, der, nachdem er mit Seiner Majestät soupirt hatte, sich in einem großen Armstuhle dem Schlafe überließ, die Beine um seinen Raufdegen geschlungen. Das Getöse verdoppelte sich. Heinrich sprang, ganz glänzend von Pomade, aus seinem Bette, und rief: „Chicot! Chicot!"

Chicot öffnete ein Auge; er war ein kluger Bursche, der den Schlaf sehr schätzte, und nie völlig auf einmal erwachte. „Ah! Du hast Unrecht gehabt, mir zu rufen, Heinrich," sagte er. „Ich träumte, daß Du einen Sohn hättest."

„Horch!" versetzte Heinrich, „horch!"

„Weßhalb soll ich denn horchen? Es scheint mir jedoch, daß Du schon den Tag über mir solche Dummheiten genug sagst, ohne nöthig zu haben, auch noch meinen Nächten Gewalt anzuthun."

„Aber hörst Du denn nicht!" sagte der König, die Hand in der Richtung des Lärmes ausstreckend.

„O, o!" rief Chicot aus, „ich höre wirklich Geschrei."

„Was wird der König sagen? Was wird der König sagen?" wiederholte Heinrich. „Hörst Du?"

„Man kann zwei Dinge vermuthen: entweder ist Dein Windhund Narcisse krank, oder die Hugenoten rächen sich, und veranstalten den Katholiken eine Bartholomäusnacht."

„Hilf mir mich ankleiden, Chicot."

„Ich will's wohl, aber hilf mir aufstehen, Heinrich."

„Welches Unglück! Welches Unglück!" wiederholte man in den Vorzimmern.

„Teufel! es wird ernsthaft," sagte Chicot.

„Wir werden wohl thun, uns zu bewaffnen," versetzte der König.

„Wir werden noch besser thun," erwiederte Chicot, „uns zu beeilen, durch die kleine Thüre hinauszugehen, um selbst das Unglück zu sehen und zu beurtheilen, anstatt es uns erzählen zu lassen."

Fast alsogleich, Chicot's Rathe folgend, ging Heinrich durch die geheime Thüre hinaus, und befand sich im Corridor, der zu den Gemächern des Herzogs von Anjou führte. Hier sah er zum Himmel gehobene Arme, und hörte die verzweifeltsten Ausrufungen.

„O! o!" sagte Chicot, „ich errathe; Dein unglücklicher Bruder wird sich in seinem Gefängnisse erdrosselt haben. **Ventre de biche**, Heinrich, ich mache Dir mein Compliment, Du bist ein größerer Politiker, als ich glaubte."

„Nein, Unglücklicher!" rief Heinrich aus, „dieß kann's nicht seyn."

„Desto schlimmer," entgegnete Chicot.

„Komm, komm!" Und Heinrich zog den Gascognier in das Zimmer des Herzogs.

Das Fenster war offen, und von einer Menge aufeinander geschichteter Neugieriger besetzt, um die an das kleeblattförmige Eisen des Balkons an Hacken befestigte Strickleiter zu betrachten. Heinrich wurde blaß wie der Tod.

„Ei! ei! mein Sohn," äußerte Chicot, „Du bist noch nicht so abgestumpft, als ich meinte."

„Entflohen! Entwichen!" rief Heinrich mit einer so schallenden Stimme, daß alle Edelleute sich umkehrten.

Blitze schossen aus des Königs Augen; seine Hand preßte krampfhaft den Griff seines Dolches.

Schomberg raufte sich die Haare aus; Quélus versetzte sich mit der Faust Stösse in's Gesicht, und Maugiron stieß wie ein Widder den Kopf an die Scheidewand. Von Epernon war unter dem scheinbaren Vor-

wande verschwunden, dem Herrn Herzoge von Anjou nachzusetzen. Der Anblick der Marter, welche seine Günstlinge in ihrer Verzweiflung sich zufügten, beschwichtigte plötzlich den König.

„He da, sachte, mein Sohn," sagte er, Maugiron um die Mitte des Leibes zurückhaltend.

„Nein, mordieu! ich will dabei krepiren, oder der Teufel hole mich!" versetzte der junge Mann, einen Anlauf nehmend, um den Kopf, nicht mehr an der Scheidewand, sondern an der Mauer zu zerschellen.

„Holla! helft mir doch ihn zurückhalten," rief Heinrich.

„He, Gevatter," erwiederte Chicot, „es gibt einen sanfteren Tod; rennen Sie sich ganz einfach Ihren Degen durch den Bauch!"

„Willst Du schweigen, Henker!" sagte Heinrich mit Thränen in den Augen.

Indessen zerquetschte sich Quélus die Wangen.

„O! Quélus, mein Kind," sagte Heinrich, „Du wirst Schomberg gleichen, wie er in Berlinerblau getaucht aussah; Du wirst abscheulich seyn, mein Freund."

Quélus hielt ein; Schomberg allein fuhr fort, seine Schläfen zu plündern; er weinte vor Wuth.

„Schomberg, Schomberg, mein Liebling," rief Heinrich, „ein wenig Vernunft, ich bitte Dich darum."

„Ich werde darüber närrisch."

„Bah!" sagte Chicot.

„Im Grunde ist es ein sehr schreckliches Unglück," bemerkte Heinrich, „und deßhalb mußt Du Deine Vernunft bewahren, Schomberg. Ja, es ist ein schreckliches Unglück, ich bin verloren! da haben wir nun den Bür-

gerkrieg in meinem Königreiche... Ah! wer hat diesen Streich ausgeführt? Wer hat die Leiter geliefert? Auf Ihr, mordieu! werde ich die ganze Stadt aufhängen lassen."

Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich der Anwesenden.

„Wer ist der Schuldige" fuhr Heinrich fort, wo ist der Schuldige? Zehntausend Thaler Demjenigen, der mir seinen Namen nennen, hunderttausend Thaler Demjenigen, der ihn mir lebendig oder todt liefern wird."

„Wer soll's nach Ihrer Meinung seyn," rief Maugiron aus, „wenn nicht irgend ein Anjouer?"

„Pardieu! Du hast Recht," versetzte Heinrich. „Ah! die Anjouer, mordieu! die Anjouer, sollen mir's büßen!"

Und wie wenn dieses Wort ein das Feuer einem Laufpulver mitheilender Funke gewesen wäre, erscholl ein furchtbarer Ausbruch von Schreien und Drohungen gegen die Anjouer.

„O! ja, die Anjouer!" sagte Quélus.

„Wo sind sie?" fragte Schomberg.

„Man reisse ihnen den Bauch auf!" schrie Maugiron.

„Hundert Galgen für hundert Anjouer!" rief der König.

Chicot konnte bei dieser allgemeinen Wuth nicht stumm bleiben; er zog seinen Degen mit einer armbedrohenden Geberde, und mit der Fläche desselben rechts und links fechtend, prügelte er die Lieblinge, und schlug die Mauern, mit wilden Augen wiederholend:

„O! ventre de biche, o! Wuth! ah! Hölle! die Anjouer, mordieu! Tod den Anjouern, mordieu! Tod den Anjouern!"

Dieses Geschrei; „Tod den Anjouern!“ wurde durch die ganze Stadt gehört, wie das Geschrei der israelitischen Mütter durch ganz Roma gehört wurde. Inzwischen war Heinrich verschwunden. Er hatte an seine Mutter gedacht, und war, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer geschlichen, um die seit einiger Zeit ein wenig vernachlässigte Katharine zu besuchen, die, bloß ihrer scheinbaren Sorglosigkeit und erkünstelten Andacht hingegeben, mit ihrem florentischen Scharfsinne eine gute Gelegenheit erwartete, ihre Politik emporkommen zu sehen. Als Heinrich eintrat, saß sie, halb liegend, nachsinnend, in einem großen Armstuhle, und glich mit ihren fetten, aber ein wenig gelblichen Wangen, mit ihren glänzenden, aber starren Augen, mit ihren vollen aber blassen Händen, mehr einer Statue von Wachs, das Nachsinnen ausdrückend, als einem beseelten Wesen, welches denkt. Doch bei der Nachricht von Franzens Entweichung, welche übrigens Heinrich, ganz zorn- und haßentbrannt, ohne die mindeste Schonung brachte, schien die Statue plötzlich zu erwachen, obgleich die Geberde, welche dieses Erwachen ankündigte, für sie darauf sich beschränkte, sich noch tiefer in ihren Armstuhl zu setzen, und den Kopf zu schütteln, ohne etwas zu sprechen.

„Ei, meine Mutter,“ sagte Heinrich, „kein Ausruf entschlüpft Ihnen!“

„Wozu, mein Sohn?“ fragte Katharine.

„Wie! Diese Entweichung Ihres Sohnes scheint Ihnen nicht verbrecherisch, drohend, die größten Züchtigungen verschuldend?“

„Mein lieber Sohn, die Freiheit ist wohl eine

Krone werth, und erinnern Sie sich, daß ich Ihnen selbst gerathen habe, zu fliehen, als Sie diese Krone erlangen konnten.“

„Meine Mutter, man beschimpft mich.“

Katharine zuckte die Achseln.

„Meine Mutter, man trotzt mir.“

„Ei nein,“ sagte Katharine, „man rettet sich, weiter nichts.“

„Ah!“ erwiederte Heinrich, „da sieht man's, wie Sie meine Partei nehmen.“

„Was wollen Sie damit sagen, mein Sohn?“

„Ich sage, daß mit dem Alter die Gefühle stumpf werden; ich sage ...“ Er schwieg.

„Was sagen Sie?“ versetzte Katharine mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

„Ich sage, daß Sie mich nicht mehr lieben, wie ehedem.“

„Sie täuschen sich,“ erwiederte Katharine mit zunehmender Kälte. „Sie sind mein vielgeliebter Sohn Heinrich. Aber jener, über den Sie sich beschweren, ist auch mein Sohn.“

„Ah! Halten Sie ein mit Ihrer mütterlichen Moral, Madame,“ sagte Heinrich wüthend, „wir wissen, was sie werth ist.“

„Ei, Sie müssen es besser wissen, als sonst Jemand, mein Sohn; denn Ihnen gegenüber ist meine Moral immer schwach gewesen.“

„Und da Sie an das Bereuen gekommen sind, so bereuen Sie.“

„Ich fühlte wohl, daß wir auf diesen Punkt kommen

würden, mein Sohn," entgegnete Katharine. „Dieß ist die Ursache, warum ich schwieg."

„Adieu, Madame, adieu," sagte Heinrich; „ich weiß, was mir zu thun übrigt, weil es bei meiner Mutter kein Mitleiden mehr für mich giebt; ich werde Räthe finden, fähig, meinen Unwillen zu unterstützen, und mich in dieser Angelegenheit aufzuklären."

„Gehen Sie, mein Sohn," erwiederte die Florentinerin gelassen, „und der Geist Gottes sey mit diesen Räthen, denn sie werden seiner wohl bedürfen, um Sie aus der Verlegenheit zu ziehen." Und sie ließ ihn sich entfernen, ohne eine Geberde zu machen, ohne ein Wort zu sagen, um ihn zurückzuhalten.

„Adieu, Madame," wiederholte Heinrich. Aber bei der Thüre blieb er stehen.

„Heinrich, adieu," sagte die Königin; „nur noch ein Wort; ich maße mir nicht an, Ihnen einen Rath zu geben, mein Sohn, Sie bedürfen meiner nicht, ich weiß es, aber bitten Sie Ihre Räthe, wohl nachzudenken, bevor sie ihre Meinung aussprechen, und noch besser nachzudenken, bevor diese Meinung vollzogen wird."

„O! ja," versetzte Heinrich, an diese Aeußerung seiner Mutter sich klammernd, und sie benützend, um nicht fortzugehen, „denn der Fall ist schwierig, nicht wahr, Madame?"

„Wichtig," antwortete Katharine langsam, die Augen und Hände zum Himmel erhebend, „sehr wichtig, Heinrich."

Der König, über diesen Schreckensausdruck bestürzt, den er in den Augen seiner Mutter zu lesen glaubte, kehrte zu ihr zurück.

„Wer sind jene, die ihn entführt haben; hegen Sie irgend eine Vermuthung, meine Mutter?"

Katharina antwortete nicht.

„Ich glaube, daß es die Anjouer sind," äußerte Heinrich.

Katharine lächelte mit jener Schlauheit, die immer in ihr einen überlegenen, wachenden Geist zeigte, um den Geist eines Andern zu bewältigen und zu verwirren.

„Die Anjouer?" wiederholte sie.

„Sie glauben es nicht," sagte Heinrich, „dennoch glaubt es Jedermann.

Katharine zuckte wieder die Achseln. „Mögen Andere dieß glauben, gut," entgegnete sie; „aber Sie, mein Sohn, ah!"

„Warum ah, Madame?... Was wollen Sie damit sagen? Erklären Sie sich, ich bitte Sie inständig darum."

„Was nützt es, wenn ich mich erkläre?"

„Ihre Erklärung wird mir Licht verschaffen."

„Ihnen Licht verschaffen! Gehen Sie doch, Heinrich, ich bin nur eine alte alberne Frau; mein einziger Einfluß liegt in meiner Reue und in meinen Gebeten."

„Nein, sprechen Sie, sprechen Sie, meine Mutter, ich höre Sie an. O! Sie sind noch die Seele von uns Allen, und werden sie immer seyn, sprechen Sie!"

„Unnütz, ich habe nur Ideen aus dem vorigen Jahrhunderte, und das Mißtrauen erfüllt ganz den Geist der Alten. Die alte Katharine sollte in ihrem Alter noch einen Rath ertheilen, der noch etwas werth wäre! Gehen Sie doch, mein Sohn, unmöglich!"

„Ei wohl, meinetwegen, meine Mutter," sagte Hein-

rich, „verweigern Sie mir Ihren Beistand, berauben Sie mich Ihrer Hülfe. Aber in einer Stunde, sehen Sie, möge es Ihre Ansicht seyn, oder nicht, und ich werde es dann erfahren, werden alle Anjouer, die in Paris sind, auf meinen Befehl aufgehängt seyn."

„Alle Anjouer aufhängen lassen!" rief Katharine mit jenem Erstaunen aus, welches überlegene Geister empfinden, wenn man in ihrer Gegenwart irgend eine Unerhörtheit sagt.

„Ja, ja, aufhängen, niedermetzeln, ermorden, verbrennen; in dieser Stunde durcheilen meine Freunde bereits die Stadt um diesen Verfluchten, diesen Räubern, diesen Rebellen die Knochen entzwei zu schlagen!..."

„Sie mögen sich davor hüten, die Unglücklichen!" rief Katharine aus, vom Ernste der Lage hingerissen; „sie würden sich selbst ins Verderben stürzen, woran nichts gelegen wäre; aber sie würden Sie mit sich zu Grunde richten."

„Wie so?"

„Verblendeter!" murmelte Katharine; „werden denn die Könige ewig Augen haben, um nicht zu sehen?" Und sie faltete die Hände.

„Die Könige sind nur unter der Bedingung Könige, daß sie die Beschimpfungen rächen, die man ihnen anthut, denn dann ist ihre Rache eine Gerechtigkeit, und mein ganzes Königreich, vorzüglich in diesem Falle, wird sich erheben, um mich zu vertheidigen."

„Thor, Unsinniger, Kind," murmelte die Florentinerin.

„Aber warum dieß, wie so?"

„Denken Sie, daß man Männer wie Bussy, wie

Antraguet, wie Livarot, wie Ribérac, erwürgen, verbrennen, aufhängen werde, ohne zu bewirken, daß Ströme Blutes fließen?"

„Was liegt daran? Wenn man sie nur erwürgt."

„Ja, gewiß, wenn man sie erwürgt; zeigen Sie sie mir todt, und bei Unserer Lieben Frau, ich werde Ihnen sagen, daß Sie wohl gethan haben. Man wird sie aber nicht erwürgen; man wird die Fahne der Empörung für Sie geschwungen, ihnen den blossen Degen in die Hand gegeben haben, den sie für einen Gebieter, wie Franz, aus der Scheide zu ziehen, nie würden gewagt haben, während sie dagegen, in diesem Falle, in Folge Ihrer Unklugheit, vom Leder ziehen werden, um ihr Leben zu vertheidigen, und Ihr Königreich wird sich erheben, nicht für Sie, sondern gegen Sie."

„Aber wenn ich mich nicht räche, so zeige ich Furcht, so weich' ich zurück," rief Heinrich aus.

„Hat man jemals gesagt, daß ich Furcht hätte?" fragte Katharine, die Stirne runzelnd, und ihre Zähne mit ihren dünnen, mit Carmin gerötheten Lippen pressend.

„Wenn es die Anjouer wären, so würden sie denn doch eine Strafe verdienen, meine Mutter."

„Ja, wenn sie es wären, aber sie sind's nicht."

„Wer ist's denn sonst, wenn es nicht die Freunde meines Bruders sind?"

„Die Freunde Ihres Bruders sind es nicht, denn Ihr Bruder hat keine Freunde."

„Aber wer ist's denn sonst?"

„Ihre Feinde sind's, oder vielmehr Ihr Feind."

„Welcher Feind?"

„Ei, mein Sohn, Sie wissen wohl, daß Sie immer nur einen Feind gehabt haben, wie Ihr Bruder Karl immer nur einen gehabt hat, wie ich selbst immer nur einen gehabt habe, immer den Nämlichen, unaufhörlich.“

„Heinrich von Navarra, wollen Sie sagen.“

„Ei, ja, Heinrich von Navarra.“

„Er ist nicht in Paris!“

„Ei! wissen Sie, wer in Paris ist, oder nicht dort ist? Wissen Sie etwas? Haben Sie Augen und Ohren? Haben Sie Leute um sich, welche sehen und hören? Nein, sie Alle sind taub, sie Alle sind blind.“

„Heinrich von Navarra!“ wiederholte Heinrich.

„Mein Sohn, bei jeder getäuschten Erwartung, die Sie erfahren werden, bei jedem Unglücke, das Ihnen begegnen, bei jeder Catastrophe, die Ihnen widerfahren, und deren Anstifter Ihnen unbekannt bleiben wird, suchen Sie nicht, zögern Sie nicht, fragen Sie nicht nach, es ist überflüssig. Rufen Sie aus: „Heinrich, es ist Heinrich von Navarra,“ und Sie werden sicher seyn, die Wahrheit gesagt zu haben.... Schlagen Sie nach irgend einer Richtung hin, und Sie werden sicher seyn, ihn getroffen zu haben... O! dieser Mann!... dieser Mann! sehen Sie, ist das Schwert, welches Gott über dem Hause Valois aufgehängt hat.“

„Sie sind also der Meinung, daß ich hinsichtlich der Anjouer Gegenbefehl ertheile?“

„Gleich auf der Stelle,“ rief Katharine aus, „ohne eine Minute zu verlieren, ohne eine Secunde zu verlieren. Eilen Sie, vielleicht ist es schon zu spät; laufen Sie;

widerrufen Sie diese Befehle; gehen Sie, oder Sie sind verloren!“

Und ihren Sohn am Arme fassend, drängte sie ihn mit einer unglaublichen Kraft und Energie zur Thüre. Aber er fand nur Chicot, der auf einem Steine saß, und geographische Figuren auf den Sand zeichnete.

Fünftes Kapitel.

Wie der König, da er Chicot und die Königin-Mutter gleicher Meinung fand, der Meinung der Königin-Mutter und Chicot's beitrat.

Heinrich überzeugte sich, daß es wirklich der Gascognier sey, der, nicht minder aufmerksam, als Archimedes, nicht geneigt schien, sich umzukehren, wäre auch Paris mit Sturm genommen.

„Ah! Unglücklicher,“ rief er mit einer donnernden Stimme aus, „so also vertheidigest Du Deinen König?“

„Ich vertheidige ihn nach meiner Manier, und halte diese für gut.“

„Für gut!“ versetzte der König, „für gut, Faullenzer!“

„Ich behaupte und beweise es.“

„Ich bin neugierig, diesen Beweis zu sehen.“

„Das ist leicht: erstens haben wir eine große Dummheit begangen, mein König, wir haben eine ungeheuere Dummheit begangen.“

„Auf welche Art?“

„Durch das, was wir gethan haben.“

„Ah, ah!“ sagte Heinrich, ob dem Zusammentreffen

dieser beiden außerordentlich scharfsinnigen Geister betroffen, die sich nicht verabreden konnten, um zu dem nämlichen Resultate zu gelangen.

„Ja," fuhr Chicot fort, „daß Deine Freunde durch die Stadt gerufen haben: „„Tod den Anjouern!"" und jetzt, da ich darüber nachdenke, dünkt es mir nicht recht erwiesen, daß es die Anjouer seyen, die diesen Streich ausgeführt, daß Deine Freunde, sag' ich, durch die Stadt gerufen: „„Tod den Anjouern!"" haben sie ganz einfach jenen kleinen Bürgerkrieg begonnen, den die Herren von Guise nicht bewerkstelligen konnten, und dessen sie so sehr bedürfen, und siehst Du, Heinrich, nun sind entweder Deine Freunde mausetodt, was mir nicht unangenehm wäre, ich gesteh's, Dich aber betrüben würde, oder sie haben die Anjouer aus der Stadt gejagt, was Dir sehr mißfiele, jenen lieben Herren von Anjou dagegen ungeheuer freuen würde."

„Mordieu!" versetzte der König, „glaubst Du denn, daß die Sachen schon so weit vorgerückt sind, wie Du da sagst?"

„Wenn sie es nicht noch mehr sind."

„Aber alles dieß erklärt mir nicht, was Du auf diesem Steine sitzend treibst?"

„Ich verrichte ein äußerst dringendes Geschäft, mein Sohn."

„Welches?"

„Ich zeichne die äußerliche Gestalt der Provinzen, die Dein Bruder gegen uns aufwiegeln wird, und berechne die Zahl der Leute, welche jede derselben zur Empörung wird liefern können."

„Chicot, Chicot!“ rief der König aus, „umflattern mich denn nur Unheil krächzende Vögel?“

„Die Eule singt wohl bei Nacht, mein Sohn,“ erwiederte Chicot, „denn sie singt zu ihrer Stunde. Nun aber ist die Zeit düster, Heinrichchen, wahrhaftig so düster, daß man den Tag für die Nacht halten kann, und ich singe Dir das, was Du hören mußt. Sieh!“

„Was?“

„Sieh meine geographische Karte, und urtheile. Da ist zuvörderst Anjou, das ziemlich einem Törtchen gleicht; Du siehst? Dahin hat sich Dein Bruder geflüchtet; deßhalb hab' ich ihm den ersten Platz eingeräumt, hm! Anjou, gut geleitet, gut geführt, wie dein Oberjägermeister Monsoreau und dein Freund Bussy es leiten und führen werden, Anjou allein kann uns, wenn ich sage uns, so versteh' ich darunter Deinen Bruder, Anjou kann Deinem Bruder zehntausend Streiter liefern.“

„Glaubst Du?“

„Dieß ist das Minimum; gehen wir auf Guyenne über. Guyenne, Du siehst es, nicht wahr? Da ist's, diese Figur, welche einem Kalbe gleicht, das auf einem Fuße geht. Ah! alle Wetter! Guyenne; man darf sich nicht wundern, hier einige Mißvergnügte zu finden, das ist ein alter Herd der Empörung, und kaum haben es die Engländer verlassen. Guyenne wird also entzückt seyn, sich zu erheben, nicht gegen Dich, sondern gegen Frankreich. Auf Guyenne muß man achttausend Soldaten rechnen. Dieß ist wenig! Aber sie werden zum Kriegsleben gut abgerichtet, wohl bewährt seyn, sey un-

besorgt; ferner haben wir links von Guyenne Béarn und Navarra. Siehst Du? Diese zwei Figuren, welche einem Affen auf dem Rücken eines Elephanten gleichen. Gewiß, man hat Navarra stark zugestutzt, aber mit Béarn bleibt ihm noch eine Volksmenge von drei- bis viermalhunderttausend Menschen. Setze den Fall, daß Béarn und Navarra von Heinrich sehr gedrängt, sehr getrieben, sehr ausgepreßt, der Ligue Fünf vom Hundert ihrer Bevölkerung liefern, so beträgt dieß sechszehntausend Mann; wiederholen wir also kurz: zehntausend für Anjou."

Und Chicot fuhr fort, mit seinem Stäbchen Figuren in den Sand zu zeichnen. „Hier . . . 10,000.
Achttausend für Guyenne, hier . . . 8,000.
Sechszehntausend für Béarn und Navarra, hier 16,000.

Summa 34,000."

„Du glaubst also," fragte Heinrich, „daß der König von Navarra mit meinem Bruder ein Bündniß schließen wird?"

„Pardieu!"

„Du glaubst also, daß er bei seiner Flucht betheiliget ist?"

Chicot schaute Heinrich starr an. „Heinrichchen," antwortete er, „dieser Gedanke kommt nicht aus Dir."

„Warum?"

„Weil er zu stark ist, mein Sohn."

„Gleichviel, von wem er kommt; ich frage Dich, antworte. „Glaubst Du, daß Heinrich von Navarra bei der Flucht meines Bruders betheiliget ist?"

„Ei," erwiederte Chicot, „ich habe von der Seite

der Strasse de la Ferronnerie ein: **Ventre saint gris!** gehört, das mir heute, da ich daran denke, bündig genug scheint."

„Du hast ein **Ventre saint gris** gehört!" rief der König aus.

„Meiner Treue, ja," antwortete Chicot, „und erst heute erinnere ich mich daran."

„Er war also in Paris?"

„Ich glaube."

„Und was bewegt Dich, es zu glauben?"

„Meine Augen."

„Du hast Heinrich von Navarra gesehen?"

„Ja."

„Und Du bist nicht zu mir gegangen, um mir zu sagen, daß mein Feind gekommen sey, um mir sogar in meiner Hauptstadt zu trotzen?"

„Man ist ein Edelmann, oder man ist es nicht," sagte Chicot.

„Weiter."

„Wohlan, wenn man ein Edelmann ist, ist man kein Spion, und damit holla."

Heinrich sann nach. „Also," sagte er, „Anjou und Béarn, mein Bruder Franz und mein Vetter Heinrich."

„Ungerechnet die drei Guisen, wohl verstanden."

„Wie! Du glaubst, daß sie ein Bündniß mit einander schließen werden?"

„Vierunddreißigtausend Mann auf der einen Seite," sagte Chicot, an den Fingern zählend; „zehntausend für Anjou, achttausend für Guyenne, sechszehntausend für Béarn, ferner zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann

unter den Befehlen des Herrn von Guise, als General-Lieutenant Deiner Armeen, im Ganzen neunundfünfzigtausend Mann; vermindern wir sie auf fünfzigtausend wegen Gicht, Rheumatismen, Hüftweh's und anderer Krankheiten. Es bleibt noch, wie Du siehst, mein Sohn, eine ziemlich hübsche Totalsumme."

„Aber Heinrich von Navarra und der Herzog von Guise sind Feinde."

„Was sie nicht hindern wird, sich gegen Dich zu vereinigen, unbeengt, sich wechselseitig zu vertilgen, wenn sie Dich selbst werden vertilgt haben."

„Du hast Recht, Chicot, meine Mutter hat Recht, Ihr Beide habt Recht; man muß ein Spektakel verhindern; hilf mir die Schweizer zusammenbringen."

„Ah! ja wohl, die Schweizer! Quélus hat sie mitgenommen."

„Meine Gardisten."

„Schomberg hat sie fortgeführt."

„Wenigstens meine diensthabenden Leute."

„Sie sind mit Maugiron fortgegangen."

„Wie!" rief Heinrich aus, „ohne meinen Befehl?"

„Seit wann giebst denn Du Befehle, Heinrich? Ah, wenn sich's um Prozessionen und Geißelungen handelte, wollte ich nicht sagen; man läßt Dir über Deine Haut und auch über die Haut der Andern völlige Gewalt. Aber wenn es sich um Krieg handelt, wenn vom Regieren die Rede ist, potztausend, das geht Herrn Schomberg an, Herrn Quélus und Herrn von Maugiron; was Epernon betrifft, so sag' ich nichs von ihm, weil er sich versteckt."

„Mordieu!" rief Heinrich aus, „geht es denn so zu?"

„Erlaube mir, mein Sohn, Dir zu sagen," versetzte Chicot, „daß Du sehr spät bemerkest, daß Du nur der siebente oder achte König Deines Königreiches bist?"

Heinrich biß sich auf die Lippen, mit dem Fuße stampfend.

„Ei!" sagte Chicot indem er im Dunkel etwas zu unterscheiden suchte.

„Was giebt's?" fragte der König.

„Ventre de biche, sie sind's, nun Heinrich, da sind Deine Leute."

Und er zeigte wirklich dem Könige drei bis vier Cavaliere, die herbeieilten, in einiger Entfernung von einigen andern Männern zu Pferd und von vielen Leuten zu Fuß gefolgt. Die Cavaliere wollten in das Louvre zurückkehren, und bemerkten diese beiden Männer nicht, die neben den Gräben und halb im Dunkeln versteckt standen.

„Schomberg," rief der König, „Schomberg hieher!"

„Holla, wer ruft mir?" fragte Schomberg.

„Komm immerhin, mein Kind, komm!"

Schomberg glaubte die Stimme zu erkennen, und näherte sich. „Ei!" sagte er, „Gott verdamm' mich, es ist der König!"

„Ich selbst, der ich Euch nacheilte, nicht wissend, wo ich Euch treffen könnte, und Euch mit Ungeduld erwartete. Was habt ihr gethan?"

„Was wir gethan haben?" versetzte ein zweiter Cavalier, sich nähernd.

„Ah komm, Quélus, komm auch," sagte der Kö-

nig," und besonders geh nicht mehr so fort ohne meine Erlaubniß."

„Es ist keine mehr nöthig," äußerte ein Dritter, in welchem der König Maugiron erkannte, „da Alles zu Ende ist.

„Alles ist zu Ende?" wiederholte der König.

„Gott sey gelobt!" sagte von Epernon, plötzlich erscheinend, ohne daß man wußte, woher er kam.

„Hosana!" rief Chicot, die beiden Hände zum Himmel erhebend.

„Ihr habt sie also getödtet?" fragte der König. Doch fügte er ganz leise bei: „Im Grunde genommen kehren die Todten nicht mehr zurück."

„Ihr habt sie getödtet," äußerte Chicot; „ah! wenn Ihr sie getödtet habt, läßt sich nichts darüber sagen."

„Wir haben diese Mühe nicht gehabt," erwiederte Schomberg, „die Memmen sind entflohen, wie ein Schwarm Tauben; kaum konnten wir den Degen mit ihnen kreuzen."

Heinrich erblaßte. „Und mit wem habt Ihr den Degen gekreuzt?" fragte er.

„Mit Antraguet."

„Ist wenigstens dieser auf dem Platze geblieben?"

„Im Gegentheile, er hat einen Lakeien von Quélus getödtet."

„Sie waren also auf ihrer Hut?" fragte der König.

„Parbleu! ich glaub's wohl," rief Chicot aus, „daß sie auf ihrer Hut waren; Ihr schreiet: „Tod den Anjouern!" Ihr rasselt mit den Kanonen, Ihr läutet die Glocken, Ihr macht alles alte Eisenwerk von Paris klir-

ren, und wollet, daß diese ehrsamen Leute tauber seyn sollen, als Ihr dumm seyd."

„Je, nun, je nun," murmelte dumpf der König, „da ist jetzt ein Bürgerkrieg entzündet."

Diese Worte machten Quélus schaudern. „Teufel!" sagte er, „es ist wahr."

„Ah! Sie beginnen, es zu bemerken," entgegnete Chicot; „das ist ein Glück. Da sind die Herren von Schomberg und von Maugiron, die sich's noch nicht ahnen lassen."

„Wir sind zurückhaltend," antwortete Schomberg, „um die Person und die Krone Seiner Majestät zu vertheidigen."

„Ei! pardieu!" sagte Chicot, „dazu haben wir Herrn von Clisson, der nicht so laut schreiet, wie ihr, und eben so viel werth ist."

„Dennoch, Herr Chicot," versetzte Quélus, „der Sie uns ohne Ueberlegung ausschelten, „dachten Sie vor zwei Stunden, wie wir, oder wenn Sie nicht so dachten, wie wir, so schrieen Sie wenigstens, wie wir."

„Ich?" erwiederte Chicot.

„Gewiß, und zwar, indem Sie gegen die Mauern mit dem Rufe fochten: „Tod den Anjouern!"

„Bei mir ist's etwas ganz Anderes," bemerkte Chicot; „ich bin ein Narr, wie jeder weiß; aber Sie, die Sie lauter Leute von Geist sind. . ."

„Friede, meine Herren," gebot Heinrich; „wir werden gar bald Krieg genug bekommen."

„Was befehlen Eure Majestät?" fragte Quélus.

„Daß Ihr den nämlichen Eifer anwendet, das Volk

zu beruhigen, den Ihr angewendet habt, es aufzuregen; daß Ihr die Schweizer, die Gardisten, die Leute meines Hauses, in das Louvre zurückführt und daß man die Thore sperre, damit morgen die Bürger den Vorfall für eine Schlägerei betrunkener Leute halten."

Die jungen Leute ließen die Ohren hangen, entfernten sich, und überbrachten die Befehle des Königs den Offizieren, welche sie bei ihrem unbesonnenen Unternehmen begleitet hatten. Heinrich kehrte zu seiner Mutter zurück, die geschäftig, aber angstvoll und trübsinnig, ihren Leuten Befehle ertheilte.

„Nun denn," fragte sie, „was ist vorgefallen?"

„Nun denn, meine Mutter, es ist vorgefallen, was Sie vorher gesehen haben."

„Sie sind entflohen?"

„Ach! ja."

„Ah!" sagte sie, „und weiter?"

„Weiter? Dieß ist Alles, und es scheint mir, daß es sehr genug ist."

„Die Stadt?"

„Die Stadt ist in Unruhe, aber die Stadt ist's nicht, was mich beunruhiget, ich habe sie in meiner Gewalt."

„Ja," erwiederte Katharine, „die Provinzen sind's also . . ."

„Welche sich empören, erheben werden," fuhr Heinrich fort.

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Ich sehe nur ein Mittel."

„Welches?"

„Mich geradezu nach den Umständen zu richten.“

„Auf welche Art?“

„Ich gebe den Obersten, meinen Gardisten, das Losungswort, ich lasse meine Stadtsoldaten bewaffnen, ich ziehe meine Armee von der Charité weg, und marschire auf Anjou.“

„Und Herr von Guise?“

„Ei! Herr von Guise! Herr von Guise! ich lasse ihn verhaften, wenn es nöthig ist.“

„Ah! ja, vorausgesetzt, daß strenge Maßregeln Ihnen gelingen.“

„Was ist sonst zu thun?“

Katharine neigte den Kopf auf ihre Brust, und sann einen Augenblick nach. „Alles, was Sie vorhaben, ist unmöglich, mein Sohn,“ antwortete sie.

„Ah!“ rief Heinrich mit tiefen Unwillen aus, „ich habe also heute sehr schlechte Eingebungen?“

„Nein, aber Sie sind verwirrt; erholen Sie sich zuerst, und dann wollen wir sehen.“

„So mögen Sie statt meiner Eingebungen haben, meine Mutter; thun wir etwas, rühren wir uns.“

„Sie sehen es, mein Sohn, ich gab Befehle.“

„Wozu?“

„Zur Abreise meines Botschafters?“

„Und an wen werden wir ihn absenden?“

„An Ihren Bruder.“

„Einen Botschafter an diesen Verräther? Sie setzen mich herab, meine Mutter.“

„Dieß ist nicht der Augenblick, stolz zu seyn,“ bemerkte Katharine streng.

„Ein Bothschafter, der Frieden verlangen wird!“

„Der ihn nöthigenfalls sogar kaufen wird.“

„Welcher Vortheile wegen? mein Gott!“

„Ei, mein Sohn,“ antwortete die Florentinerin, „beständen diese auch nur darin, nach geschlossenen Frieden in aller Sicherheit diejenigen beim Kopfe nehmen zu können, die sich geflüchtet haben, um mit Ihnen Krieg zu führen. Sagten Sie nicht eben erst, daß Sie sie in Ihrer Gewalt haben möchten?“

„O! ich gäbe vier Provinzen meines Königreiches dafür, eine für jeden Mann.“

„Wohlan, wer den Zweck will, will die Mittel,“ versetzte Katharine mit einer eindringenden Stimme, die in der Tiefe von Heinrich's Herzen den Haß und die Rache aufwühlen sollte.

„Ich glaube, daß Sie Recht haben, meine Mutter,“ sagte er; „aber wen werden wir ihnen senden?“

„Suchen Sie unter Ihren Freunden.“

„Meine Mutter, ich suche vergebens; ich sehe keinen einzigen Mann, dem ich eine solche Mission anvertrauen könnte.“

„Dann vertrauen Sie dieselbe einer Frau an.“

„Einer Frau, meine Mutter! Würden Sie beistimmen?“

„Mein Sohn, ich bin sehr alt, sehr müde, der Tod erwartet mich vielleicht bei meiner Rückkehr, aber ich will diese Reise so schnell machen, daß ich in Angers ankommen werde, bevor die Freunde Ihres Bruders, und Ihr Bruder selbst Zeit gefunden haben, ihre ganze Macht zu erkennen.“

„O! meine Mutter, meine gute Mutter," rief Heinrich herzlich aus, Katharinens Hände küßend, „Sie sind immer meine Stütze, meine Wohlthäterin, meine Vorsehung."

„Das heißt, daß ich immer noch Königin von Frankreich bin," murmelte Katharine, einen Blick auf ihren Sohn heftend, worin mindestens eben so viel Mitleid als Zärtlichkeit lag.

Sechstes Kapitel.

Worin erwiesen ist, daß die Dankbarkeit eine von den Tugenden des Herrn von Saint-Luc war.

Am folgenden Tage nach dem Abende, an welchem Herr von Monsoreau an der Tafel des Herrn Herzogs von Anjou jene klägliche Miene gemacht hatte, die ihm die Erlaubniß einbrachte, noch vor dem Ende des Mahles zu Bette zu gehen, stand der Edelmann sehr früh auf, und ging in den Hof des Palastes hinab. Es handelte sich um das Wiederfinden des Stallwärters, mit dem er bereits zu thun gehabt, und wo möglich einige Aufschlüsse über Roland's Gewohnheiten ihm zu entlocken.

Es gelang dem Grafen nach Wunsch; er trat in einen weiträumigen Wagenschoppen, worin vierzig prächtige Pferde Häckerling und Haber der Anjouer knarpelten, daß es eine wahre Lust war.

Des Grafen erster Blick forschte nach Roland; Roland war an seinem Platze, und that unter den gewaltigsten Fressern Wunder. Sein zweiter Blick suchte den Stallwärter. Er sah ihn stehen, die Arme gekreuzt, nach der

Gewohnheit eines jeden guten Stallwärters beobachtend, auf welche mehr oder minder gierige Weise die Pferde seines Gebieters ihr zugemessenes Futter fraßen.

„Ei, Freund," fragte der Graf, „sind denn die Pferde von Monseigneur gewöhnt, ganz allein in den Stall zurückzukehren, und richtet man sie hiezu ab?"

„Nein, Herr Graf," antwortete der Stallwärter; „welches Pferd meinen Eure Herrlichkeit mit dieser Frage?"

„Roland."

„Ah! ja, der gestern allein zurückgekommen ist; o! dieß wundert mich von Roland nicht, der ein sehr intelligentes Pferd ist."

„Ja," versetzte Monsoreau, „ich hab's bemerkt; er hat es also schon früher so gemacht?"

„Nein, mein Herr; gewöhnlich reiten ihn Monseigneur der Herzog von Anjou, der ein vortrefflicher Reiter ist, und den man nicht leicht abwirft."

„Roland hat mich nicht abgeworfen, mein Freund," sagte der Graf, darüber empfindlich, daß ein Mann, wäre auch dieser Mann ein Stallwärter, glauben konnte, daß er, der Oberjägermeister von Frankreich, aus dem Sattel sey gehoben worden, „denn ohne eben ein so gewandter Reiter zu seyn, wie der Herr Herzog von Anjou, bin ich doch ein ziemlich guter Reiter. Nein, ich hatte Roland an den Fuß eines Baumes gebunden, um in ein Haus zu gehen. Bei meiner Rückkehr war er verschwunden; ich glaubte, man habe ihn gestohlen, oder irgend ein des Weges ziehender Seigneur mir den boshaften Possen gespielt, ihn mitzunehmen; deßhalb hab' ich Sie gefragt, wer in den Stall ihn zurückgebracht habe."

„Er ist allein zurückgekehrt, wie der Hofmeister die Ehre gehabt hat, es gestern dem Herrn Grafen zu sagen."

„Das ist sonderbar," äußerte Monsoreau. Er sann einen Augenblick nach, dann fragte er, dem Gespräche eine andere Wendung gebend: „Monseigneur reiten dieses Pferd oft, sagst Du?"

„Seine Hoheit ritten es fast täglich, bevor Ihre Equipagen angekommen waren."

„Sind Seine Hoheit gestern spät heimgekehrt?"

„Beiläufig eine Stunde vor Ihnen, Herr Graf!"

„Und welches Pferd ritt der Herzog? War's nicht ein dunkelbraunes Pferd mit vier weißen Füßen und einem Sterne auf der Stirne?"

„Nein, mein Herr," antwortete der Stallwärter, „Seine Hoheit ritten gestern dieses Pferd da, Isolin."

„Und war im Gefolge des Prinzen kein Edelmann, der ein solches Pferd ritt, wie ich es Dir eben beschrieben habe?"

„Ich kenne Niemand, der ein solches Pferd besitzt."

„Gut," erwiederte Monsoreau mit einem gewissen Unwillen, in seinen Nachforschungen so langsam vorzurücken. „Gut, ich danke! Sattle mir Roland!"

„Der Herr Graf wünschen Roland?"

„Ja. Sollte der Prinz Dir den Auftrag gegeben haben, ihn mir zu verweigern?"

„Nein, Monseigneur, der Stallmeister Seiner Hoheit hat mir vielmehr gesagt, alle Ställe Ihrer Verfügung zu überlassen."

Man konnte sich über einen Prinzen von solcher Zuvorkommenheit nicht ärgern. Herr von Monsoreau nickte

dem Stallwärter zu, der das Pferd zu satteln begann.

Nach Beendigung dieses ersten Geschäftes, knüpfte der Stallwärter Roland von der Krippe los, legte ihm den Zügel auf den Nacken, und führte ihn zum Grafen.

„Höre," sagte dieser zu ihm, den Zügel aus seiner Hand nehmend, „und antworte mir."

„Ich stehe ganz zu Diensten," versetzte der Stallwärter.

„Wie viel Sold beziehst Du jährlich?"

„Zwanzig Thaler, mein Herr."

„Willst Du einen zehnjährigen Sold auf einmal verdienen?"

„Pardieu!" antwortete der Mann. „Aber wie könnte ich ihn verdienen?"

„Erkundige Dich, wer gestern ein dunkelbraunes Pferd mit vier weißen Füßen und einem Sterne mitten auf der Stirne ritt."

„Ah! mein Herr!" bemerkte der Stallwärter, „was Sie verlangen, ist sehr schwierig; es giebt so viele Seigneurs, die Seine Hoheit besuchen."

„Ja; aber zwei hundert Thaler sind ein hinreichend hübsches Stück Geld, daß man sich einige Mühe nicht gereuen lasse, sie zu verdienen."

„Allerdings, Herr Graf, daher ich mich auch nicht weigere, so sehr als möglich nachzuforschen."

„Nun, Dein guter Wille gefällt mir," sagte der Graf. „Da sind vorläufig zehn Thaler, um Dich in Zug zu bringen; Du siehst, daß Du nicht Alles wirst verloren haben."

„Ich danke, mein Edelmann.“

„Es ist gut; sag' zum Prinzen, daß ich fort sey, den Wald zu der mir von ihm aufgetragenen Jagd zu besichtigen.“

Der Graf hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als hinter ihm das Stroh unter den Schritten eines neuen Ankömmlings rauschte. Er kehrte sich um. „Herr von Bussy!“ rief der Graf aus.

„Ei, guten Morgen, Herr von Monsoreau,“ sagte Bussy, „Sie sind in Angers? Welches Wunder!“

„Und Sie, mein Herr, da es doch hieß, Sie seyen krank.“

„Ich bin's wirklich,“ erwiederte Bussy; „daher verordnet mir mein Arzt eine unbedingte Ruhe; ich habe seit acht Tagen die Stadt nicht mehr verlassen. Ah! ah! Sie wollen Roland reiten, wie es scheint? Ich habe dieses Thier an den Herrn Herzog von Anjou verkauft, der so zufrieden damit ist, daß er es fast täglich reitet.“

Monsoreau erblaßte. „Ja,“ sagte er, „ich begreife dieß; es ist ein vortreffliches Thier.“

„Sie haben keine unglückliche Hand gehabt, es so auf den ersten Blick zu wählen,“ äußerte Bussy.

„O! wir machen nicht erst heute Bekanntschaft mit einander; ich habe es gestern schon geritten.“

„Was Ihnen Lust gemacht hat, es auch heute zu reiten.“

„Ja,“ sagte der Graf.

„Um Vergebung,“ fragte Bussy, „Sie sprachen davon, uns eine Jagd zu veranstalten?“

„Der Prinz wünscht einen Hirsch zu jagen.“

„In der Umgegend giebt es deren viele, wie ich mir habe sagen lassen.“

„Viele.“

„Und von welcher Seite aus gedenken Sie das Thier zu umgehen?“

„Von Meridor aus.“

„Ah! sehr gut.“ erwiederte Bussy, der nun auch wider seinen Willen erblaßte.

„Wollen Sie mich begleiten?“ fragte Monsoreau.

„Nein, tausend Dank,“ antwortete Bussy. „Ich will zu Bette gehen. Ich fühle das Fieber, welches mich wieder packt.“

„Ah! sehr wohl,“ rief von der Schwelle des Stalles eine sonore Stimme, „da ist Herr von Bussy wieder ohne meine Erlaubniß aufgestanden.“

„Le Haudouin,“ sagte Bussy, „gut, ich kann darauf rechnen, ausgezankt zu werden. Adieu, Graf. Ich empfehle Ihnen Roland.“

„Seyen Sie unbesorgt.“

Bussy entfernte sich, und Herr von Monsoreau schwang sich in den Sattel.

„Was fehlt Ihnen denn?“ fragte le Haudouin; „Sie sehen so blaß aus, daß ich fast selbst glaube, Sie seyen krank.“

„Weißt Du, wohin er reitet?“ fragte Bussy.

„Nein.“

„Er reitet nach Meridor.“

„Ei doch! hofften Sie, er würde vorbeireiten?“

„Was wird geschehen, mein Gott! nach dem, was sich gestern ereignet hat?“

„Frau von Monsoreau wird leugnen."

„Aber er hat gesehen."

„Sie wird ihm weiß machen, daß er eine vorübergehende Blendung hatte."

„Diane wird die Kraft dazu nicht haben."

„O! Herr von Bussy, ist es möglich, daß Sie die Frauen nicht besser kennen!"

„Remy, ich fühle mich sehr unwohl."

„Ich glaub's wohl. Gehen Sie in Ihr Zimmer. Für diesen Morgen verordne ich Ihnen..."

„Was?"

„Ein gedämpftes Huhn, ein Schnittchen Schinken, und eine Krebsenkraftsuppe."

„Ei, ich habe keinen Hunger."

„Ein Grund mehr, daß ich Ihnen zu essen verordne."

„Remy, es ahnet mir, daß dieser Henker irgend eine tragische Scene in Meridor spielen wird. In der That, ich hätte seine Einladung, ihn zu begleiten, annehmen sollen."

„Wozu?"

„Um Dianen beizustehen."

„Madame Diane wird sich wohl ganz allein helfen, ich hab's Ihnen gesagt, und wiederhol' es Ihnen, und da wir es eben so machen müssen, so kommen Sie, ich bitte Sie. Zudem muß man nicht sehen, daß Sie auf sind. Warum sind Sie wider meine Anordnung aus dem Zimmer gegangen?"

„Ich war allzu unruhig, ich konnte nicht darin bleiben."

Remy zuckte die Achseln, führte Bussy fort, und setzte ihn bei verschlossenen Thüren an eine gute Tafel, wäh-

rend Herr von Monsoreau Angers durch das nämliche Thor, wie am vorigen Tage, verließ. Der Graf hatte seine Gründe, um Roland wieder zu verlangen; er wollte sich überzeugen, ob es Zufall oder Gewohnheit sey, daß dieses Thier, dessen Intelligenz Jedermann rühmte, ihn an den Fuß der Parkmauer geführt. Folglich hatte er ihm, aus dem Palaste reitend, den Zügel auf den Hals gelegt. Roland entsprach der Erwartung seines Reiters. Kaum außerhalb des Thores, wendete er sich links. Herr von Monsoreau ließ ihn gewähren; dann schlug er den Weg zur Rechten ein, und Herr von Monsoreau ließ ihn wieder gewähren. Beide waren also auf den lieblichen blumigen Fußpfad gekommen, dann in den Holzschlag, dann in den hochstämmigen Wald. Wie am vorigen Tage wurde Roland's Trab schärfer, je näher er Meridor kam; endlich ging sein Trab in Galopp über, und nach vierzig bis fünfzig Minuten befand sich Herr von Monsoreau gerade an der nämlichen Stelle der Mauer gegenüber, wie am vorigen Tage. Nur war der Ort einsam und stille; kein Wiehern ließ sich vernehmen, kein Pferd sehen, weder angebunden, noch umher irrend.

Herr von Monsoreau stieg ab; aber dießmal, um nicht Gefahr zu laufen, zu Fuße heimzukehren, schlang er Roland's Zügel um seinen Arm, und begann die Mauer zu ersteigen. Doch innerhalb wie außerhalb des Parkes war Alles einsam. Die langen Alleen dehnten sich in unabsehbarer Ferne hin, und nur einige hüpfende Rehe belebten den öden Rasen der weiträumigen Waldesblössen. Der Graf erachtete es für vergeblich, seine Zeit mit Erspähung gewarnter Leute zu verlieren, die, über

seine Erscheinung am vorigen Tage erschrocken, ohne Zweifel ihre Rendezvous unterbrochen, oder einen andern Platz gewählt hatten; er stieg wieder zu Pferd, ritt einen kleinen Fußpfad entlang, und kam nach einem Marsche von einer Viertelstunde, wobei er Roland's Eifer mässigen mußte, am Gitterthore an.

Der Baron war beschäftiget, seine Hunde peitschen zu lassen, um sie im Athem zu erhalten, als der Graf über die Zugbrücke kam. Er gewahrte seinen Eidam, und ging ihm auf eine ceremonielle Weise entgegen. Diane, unter einem herrlichen Maulbeerfeigenbaume sitzend, las Marot's Gedichte. Gertraud, ihre getreue Zofe, stickte an ihrer Seite. Nach einer Verbeugung vor dem Barone, erblickte der Graf die beiden Frauenspersonen. Er stieg ab, und näherte sich ihnen. Diane stand auf, ging dem Grafen drei Schritte entgegen, und verneigte sich ernst.

„Welche Ruhe, oder vielmehr welche Falschheit!" murmelte der Graf; „wie werde ich den Sturm im Schooße dieser schlummernden Gewässer aufwühlen!"

Ein Lakei näherte sich; der Oberjägermeister warf ihm den Zügel seines Pferdes zu, dann sagte er, zu Dianen sich wendend: „Madame, wollen Sie mir gefälligst eine kurze Unterredung vergönnen."

„Gerne, mein Herr," erwiederte Diane.

„Erweisen Sie uns die Ehre, im Schlosse zu bleiben, Herr Graf?" fragte der Baron.

„Ja, mein Herr, wenigstens bis morgen."

Der Baron entfernte sich, um persönlich darüber zu wachen, daß das Zimmer seines Eidams nach allen Geboten der Gastfreundschaft in Stand gesetzt werde.

Monsoreau wies Dianen den Stuhl, welchen sie so eben verlassen hatte, und er selbst setzte sich auf jenen Gertraud's, indem er Diane mit einem Blicke anstarrte, der dem entschlossensten Manne Furcht eingejagt hätte. „Madame," fragte er, „wer war gestern Abends mit Ihnen im Parke?"

Diane schaute ihren Gatten mit einem klaren und hellen Blicke an. „Um wie viel Uhr, mein Herr?" fragte sie mit einer Stimme, aus welcher durch die Kraft ihrer Selbstbeherrschung jede Gemüthsbewegung zu verbannen ihr gelungen war.

„Um sechs Uhr."

„Auf welcher Seite?"

„Auf der Seite des alten Holzschlages."

„Dieß mußte eine Freundin von mir seyn, die auf jener Seite spazieren ging, und nicht ich."

„Sie waren es, Madame," bekräftigte Monsoreau.

„Woher wissen Sie es?" fragte Diane.

Monsoreau, verblüfft, wußte keine Silbe zu antworten; aber der Zorn nahm bald die Stelle dieser Verblüffung ein. „Sagen Sie mir den Namen von jenem Manne."

„Von welchem Manne?"

„Von jenem, der mit Ihnen spazieren ging."

„Ich kann Ihnen dieß nicht sagen, da ich nicht spazieren ging."

„Sie waren es, sag' ich Ihnen," rief Monsoreau mit dem Fuße stampfend aus.

„Sie irren sich, mein Herr," antwortete Diane gelassen.

„Wie wagen Sie zu leugnen, da ich Sie gesehen habe?"

„Ah! Sie selbst, mein Herr?“

„Ja, Madame, ich selbst. Warum unterfangen Sie sich also, zu leugnen, daß Sie es waren, da keine andere Frauensperson in Meridor ist, als Sie?“

„Das ist wieder ein Irrthum, mein Herr, da Johanna von Brissac hier ist.“

„Frau von Saint-Luc?“

„Ja, Frau von Saint-Luc, meine Freundin.“

„Und Herr von Saint-Luc?“

„Verläßt seine Frau nicht, wie Sie wissen; ihre Ehe ist eine Ehe aus Liebe; Sie haben Herrn und Frau von Saint-Luc gesehen.“

„Herr von Saint-Luc war es nicht; Frau von Saint-Luc war es nicht. Sie waren es, die ich sehr gut erkannt habe, mit einem Manne, den ich nicht kenne, den ich aber kennen werde, ich schwör' es Ihnen.“

„Sie beharren also darauf, zu sagen, daß ich es war, mein Herr?“

„Ich sag' Ihnen ja, daß ich Sie erkannt habe; ich sag' Ihnen, daß ich den Schrei hörte, den Sie ausstießen.“

„Wenn Sie wieder bei gesundem Verstande seyn werden, mein Herr,“ äußerte Diane, „werde ich einwilligen, Sie anzuhören; in diesem Augenblicke aber, glaub' ich, wird es besser seyn, wenn ich mich entferne.“

„Nein, Madame,“ sagte Monsoreau, indem er Diane am Arme zurückhielt, „Sie werden bleiben.“

„Mein Herr,“ erwiederte Diane, „hier kommen Herr und Frau von Saint-Luc. Ich hoffe, daß Sie sich in ihrer Gegenwart beherrschen werden.“

Wirklich hatten sich Saint-Luc und seine Frau am

Ende einer Allee so eben genähert, durch die Glocke des Mittagsessens herbeigerufen, die nun ihre Schwingungen begann, wie wenn man nur Herrn von Monsoreau erwartet hätte, um zu Tische zu gehen. Beide erkannten den Grafen, und errathend, daß sie ohne Zweifel durch ihre Gegenwart Diane aus einer großen Verlegenheit ziehen würden, machten sie sich rasch herbei.

Frau von Saint-Luc verneigte sich tief vor Herrn von Monsoreau. Saint-Luc reichte ihm herzlich die Hand. Alle Drei wechselten einige Complimente, dann schob Saint-Luc seine Frau in den Arm des Grafen, und nahm jenen Dianens. Man ging dem Hause zu. In der Behausung von Meridor dinirte man um neun Uhr; dieß war eine alte Sitte aus der Zeit des guten Königs Ludwig **XII.**, welche der Baron in ihrer vollen Unversehrtheit beibehalten hatte.

Herr von Monsoreau erhielt seinen Platz zwischen Saint-Luc und dessen Frau. Diane, durch ein geschicktes Manoeuvre ihrer Freundin von ihrem Manne entfernt, saß zwischen Saint-Luc und dem Barone. Das Gespräch wurde allgemein; es drehte sich natürlich um die Ankunft des Bruders des Königes zu Angers, und um die Bewegung, welche diese Ankunft in der Provinz bewirken dürfte. Herr von Monsoreau hätte die Unterhaltung gerne auf andere Gegenstände gelenkt; allein seine Mitgäste waren von widerspänstiger Natur, und seine Bemühungen vergeblich. Nicht als ob Saint-Luc sich im Geringsten weigerte, ihm zu antworten, im Gegentheile; er liebkosete dem wüthenden Gatten mit anmuthigem Geiste, und Diane, die, in Folge des Plauderns Saint-Luc's Schwei-

gen beobachten konnte, dankte ihrem Freunde durch beredte Blicke.

„Dieser Saint-Luc ist ein Dummkopf, der wie eine Elster schwätzt,“ sagte der Graf bei sich; „diesem Manne werde ich das Geheimniß entreißen, das ich zu erfahren wünsche und zwar durch irgend ein Mittel.“

Herr von Monsoreau kannte Saint-Luc nicht, da er gerade zur Zeit an den Hof kam, als dieser ihn verließ. Und mit dieser Ueberzeugung begann er, dem jungen Manne auf eine Art zu antworten, welche Dianens Freude verdoppelte, und die Ruhe wieder auf allen Punkten herstellte. Uebrigens gab Saint-Luc der Frau von Monsoreau Zeichen mit dem Blicke, und diese Zeichen wollten sichtbar sagen: „Seyen Sie unbesorgt, Madame, ich bringe einen Plan zur Reife.“

Wir werden im folgenden Kapitel sehen, welchen Plan Herr von Saint-Luc entwarf.

Siebentes Kapitel.

Der Plan des Herrn von Saint-Luc.

Nach beendigtem Mahle nahm Monsoreau seinen neuen Freund beim Arme, und führte ihn zum Schlosse hinaus.

„Wissen Sie,“ sagte er zu ihm, „daß ich überglücklich bin, Sie hier gefunden zu haben, da mich die Einsamkeit Meridor's zum Voraus erschreckte!“

„Schön!“ erwiederte Saint-Luc; „haben Sie denn nicht Ihre Frau? Was mich betrifft, ich fände mit

einer solchen Gefährtin, dünkt mir, eine Wildniß überaus bevölkert."

„Ich gesteh's," antwortete Monsoreau, sich auf die Lippen beißend. „Dennoch . . ."

„Was dennoch?"

„Dennoch bin ich sehr erfreut, Sie hier getroffen zu haben."

„Mein Herr," versetzte Saint-Luc, sich die Zähne mit einem kleinen goldenen Degen stochernd, „Sie sind in der That sehr artig; denn ich werde nie glauben, daß Sie bei einer solchen Frau, und einer so reichen Natur gegenüber auch nur einen Augenblick die Langweile befürchten könnten."

„Bah!" sagte Monsoreau, „ich habe die Hälfte meines Lebens in den Wäldern zugebracht."

„Ein Grund mehr, um sich nicht darin zu langweilen," entgegnete Saint-Luc; „mir dünkt, daß man die Wälder um so mehr liebe, je länger man sie bewohnt; sehen Sie doch diesen bewunderungswürdigen Park. Ich weiß wohl, daß ich äußerst betrübt seyn werde, wenn ich ihn verlassen muß. Leider fürcht' ich, daß dieß bald geschehen dürfte."

„Warum sollen Sie ihn verlassen?"

„Ei, mein Herr, ist der Mensch Herr seines Geschickes? Er ist das Baumblatt, welches der Wind wegstreift, und durch die Ebene und durch die Thäler wehet, ohne daß es weiß, wohin es geht. Sie sind sehr glücklich."

„Glücklich? Weßhalb?"

„Weil Sie unter diesen herrlichen Schatten wohnen können."

„O!“ sagte Monsoreau, ich werde wahrscheinlich auch nicht lange da wohnen.“

„Bah! Wer kann dieß sagen? Ich glaube, daß Sie sich täuschen.“

„Nein,“ versetzte Monsoreau; „nein, o! ich bin nicht so fanatisch für die schöne Natur eingenommen, und ich mißtraue diesem Parke, den Sie so schön finden.“

„Was sagen Sie?“ äußerte Saint-Luc.

„Ja,“ wiederholte Monsoreau.

„Sie mißtrauen diesem Parke, haben Sie gesagt; und warum?“

„Weil er mir nicht sicher scheint.“

„Nicht sicher, wahrhaftig,“ versetzte Saint-Luc erstaunt. „Ah! ich begreife; wegen seiner einsamen Lage, wollen Sie sagen?

„Nein, deßhalb eben nicht; denn ich vermuthe, daß Sie in Meridor Besuche bekommen.“

„Meiner Treue, nein,“ sagte Saint-Luc mit vollkommener Treuherzigkeit; „keine Seele.“

„Ah! wirklich?“

„Es ist, wie ich die Ehre habe es Ihnen zu sagen.“

„Wie, Sie erhalten nicht von Zeit zu Zeit irgend einen Besuch?“

„Wenigstens nicht, seidem ich hier bin.“

„Macht sich nicht bisweilen ein Edelmann von dem schönen Hofe los, der zu Angers ist?“

„Kein Einziger.“

„Das ist unmöglich.“

„Es ist doch so.“

„Ah! Pfui doch, Sie verleumden die Anjoueredelleute."

„Ich weiß nicht, ob ich Sie verleumde, aber der Teufel hole mich, wenn ich die Feder eines Einzigen gesehen habe."

„Dann hab' ich in diesem Punkte Unrecht."

„Ja, völlig Unrecht. Kommen wir doch auf das zurück, was Sie soeben erst sagten, daß der Park nicht sicher sey. Sind Bären darin?"

„O! nein."

„Wölfe?"

„Eben so wenig."

„Räuber?"

„Vielleicht. Sagen Sie mir, mein lieber Herr, Frau von Saint-Luc ist sehr hübsch, wie es mir geschienen hat."

„Ja; nun?"

„Geht sie oft im Parke spazieren?"

„Oft; sie ist, wie ich, sie betet das Landleben an; aber warum stellen Sie diese Frage an mich?"

„Ohne Ursache; und begleiten Sie dieselbe, wenn sie spazieren geht?"

„Immer." „Aber wo zum Teufel wollen Sie damit hinaus?"

„Ei, mein Gott! gar nirgends, mein lieber Herr von Saint-Luc, oder fast gar nirgends."

„Ich bin ganz Ohr."

„Was man mir sagte. . . ."

„Was sagte man Ihnen? Sprechen Sie!"

„Werden Sie nicht böse werden?"

„Ich werde nie böse."

„Uebrigens sind diese Anvertrauungen zwischen Ehemännern nichts Ungewöhnliches; man sagte mir, daß man einen Mann im Parke habe herumstreichen sehen."

„Einen Mann?"

„Ja."

„Der wegen meiner Frau kam."

„O! dieß sag' ich nicht."

„Sie hätten völlig Unrecht, es nicht zu sagen, lieber Herr von Monsoreau; das ist äußerst interessant; und wer hat denn dieß gesehen, ich bitte Sie?"

„Wozu?"

„Sprechen Sie immerhin. Wir plaudern, nicht wahr; nun denn, wir können eben so gut von dieser, als von einer andern Sache plaudern. Sie sagen also, daß dieser Mann wegen Frau von Saint-Luc kam. Ei! ei! ei!"

„Hören Sie, wenn ich Ihnen Alles gestehen muß! wohlan! nein ich glaube nicht, daß er wegen Frau von Saint-Luc kam."

„Wegen welcher Person also?"

„Ich fürchte vielmehr, es sey Dianens wegen geschehen."

„Ah! pah!" sagte Saint-Luc, „dieß wäre mir lieber."

„Wie! Dieß wäre Ihnen lieber?"

„Allerdings. Sie wissen es, es giebt keine selbstsüchtigere Menschengattung, als die Ehemänner. Jeder für sich! Gott für Alle!"

„Der Teufel, lieber!"

„Sie glauben also, daß ein Mann gekommen sey?"

„Ich thue Besseres, als es zu glauben, ich habe ihn gesehen."

„Sie haben einen Mann im Parke gesehen?“

„Ja.“

„Allein.“

„Mit Frau von Monsoreau.“

„Wann?

„Gestern.“

„Wo denn?“

„Hier links; sehen Sie, dort.“

Und da Monsoreau seinen Spaziergang mit Saint-Luc nach der Richtung des alten Holzschlages gelenkt hatte, konnte er von seinem Standpunkte aus, den Platz seinem Gefährten zeigen.

„Ah!“ bemerkte Saint-Luc, „diese Mauer ist wirklich in einem sehr schlechten Zustande; ich muß den Baron in Kenntniß setzen, daß man seine Einschließungen beschädiget.“

„Und wen haben Sie in Verdacht?

„Ich?“

„Ja.“

„Weßhalb?!“

„Wegen der Uebersteigung der Mauer, um in den Park zu kommen, und mit meiner Frau zu plaudern.“

Saint-Luc schien sich in tiefes Nachsinnen zu versenken, dessen Erfolg Herr von Monsoreau ängstlich erwartete.

„Nun denn!“ sagte dieser.

„Potztausend!“ versetzte Saint-Luc, „ich vermuthe nicht wohl einen Andern, als . . .“

„Als . . . wen? . . .“

„Als ... Sie," sagte ihm Saint-Luc ohne Scheu in's Gesicht.

„Scherzen Sie, mein lieber Herr von Saint-Luc?" fragte der Graf versteinert.

„Meiner Treue, nein. Im Beginne meines Ehestandes trieb ich derlei Sachen; warum sollten Sie es nicht auch so machen?"

„Gehen Sie, Sie wollen mir nicht antworten; gestehen Sie es, lieber Freund, und fürchten Sie nichts. Ich habe Muth. Nun, helfen Sie mir, suchen Sie, es ist eine ungeheuere Gefälligkeit, die ich von Ihnen erwarte."

Saint-Luc kratzte sich das Ohr. „Ich sehe immer nur Sie," sagte er.

„Lassen Sie Scherz bei Seite; nehmen Sie die Sache ernsthaft, mein Herr, denn ich bemerke Ihnen, daß sie von Folge ist."

„Glauben Sie?"

„Ich sage Ihnen ja, daß ich es gewiß weiß."

„Dann ist's etwas Anderes; und wie kommt dieser Mann, wissen Sie es?"

„Er kommt heimlich, parbleu!"

„Oft?"

„Ich glaub's wohl; seine Füsse sind in den weichen Stein der Mauer eingedrückt; sehen Sie nur!"

„Wirklich."

„Haben Sie denn nie etwas von dem bemerkt, was ich Ihnen so eben sagte?"

„O!" antwortete Saint-Luc, „ich vermuthete es wohl ein wenig."

„Ah! sehen Sie,“ sagte der Graf mit pochendem Herzen; „weiter.“

„Weiter hab' ich mich nicht darum bekümmert; ich glaubte, daß Sie es seyen.“

„Aber wenn ich Ihnen sage... nein.“

„Ich glaube Ihnen, mein lieber Herr!“

„Sie glauben mir?“

„Ja.“

„Nun denn, dann?“

„Dann ist's irgend ein Anderer.“

Der Oberjägermeister schaute mit einem fast drohenden Blicke Saint-Luc an, der seine koketteste und lieblichste Sorglosigkeit auskramte.

„Ah!“ sagte er mit einer so grimmigen Miene, daß der junge Mann den Kopf emporhob.

„Ich habe noch eine Idee,“ äußerte Saint-Luc.

„Gehen Sie doch.“

„Wär's etwa . . .“

„Wenn's wer wäre?“

„Nein.“

„Nein?“

„Aber wenn . . .“

„Sprechen Sie!“

„Wenn es der Herr Herzog von Anjou wäre.“

„Ich hatte wohl daran gedacht,“ versetzte Monsoreau, „jedoch Erkundigungen eingezogen; er konnte es nicht seyn.“

„Ei, ei! der Herzog ist sehr schlau.“

„Ja, aber er ist es nicht.“

„Sie sagen mir immer, daß es so nicht ist,“ ent-

gegnete Saint=Luc, „und wollen, daß ich es Ihnen sage, daß es so ist.“

„Natürlich; Sie, der Sie im Schlosse wohnen, Sie müssen wissen . . .“

„Warten Sie,“ rief Saint=Luc aus.

„Haben Sie es?“

„Ich habe noch eine Idee . . . Wenn es weder Sie waren, noch der Herzog, so war ohne Zweifel ich es.“

„Sie?“

„Warum nicht?“

„Sie sollen von außerhalb des Parkes zu Pferde kommen, da Sie von innerhalb kommen können?“

„Ei, mein Gott, ich bin ein so launiges Wesen,“ äußerte Saint=Luc.

„Sie hätten die Flucht ergriffen, als Sie mich auf der Mauer oben erblickten?“

„Alle Wetter! wenigstens sollte man sie nehmen.“

„Sie handelten dann also schlecht?“ fragte der Graf, der nicht mehr Herr seines Zornes zu seyn begann.

„Ich sage nicht . . . nein.“

„Sie treiben ja im Grunde Ihren Spott mit mir,“ rief der Graf erbleichend aus, „und zwar schon seit einer Viertelstunde.“

„Sie täuschen sich, mein Herr,“ versetzte Saint=Luc, seine Uhr ziehend, und Monsoreau mit einer Starrheit anschauend, die diesen ungeachtet seines wilden Muthes beben machte, „seit zwanzig Minuten.“

„Sie beschimpfen mich ja, mein Herr,“ äußerte der Graf.

„Glauben Sie, daß Sie, mein Herr, mit allen Ihren Schergenfragen mich nicht beschimpfen?“

„Ah! nun seh' ich klar in der Sache.“

„Das schöne Wunder um zehn Uhr Morgens. Und was sehen Sie? Sprechen Sie!“

„Ich sehe, daß Sie mit jenem Verräther einverstanden sind, mit jenem Niederträchtigen, den ich gestern beinahe getödtet hätte.“

„Pardieu!“ sagte Saint-Luc; „es ist mein Freund.“

„Wenn dem so ist, dann werde ich Sie statt seiner tödten.“

„Pah! in Ihrem Hause, mir nichts, dir nichts, plötzlich, ohne zu sagen: aufgeschaut!“

„Glauben Sie denn, ich würde mich geniren, einen Elenden zu bestrafen?“ rief der Graf ergrimmt aus.

„Ah! Herr von Monsoreau,“ versetzte Saint-Luc, „wie schlecht Sie doch erzogen sind, und wie sehr der häufige Umgang mit dem Rothwilde Ihre Sitten verschlimmert hat. Pfui!“

„Aber sehen Sie denn nicht, daß ich wüthend bin!“ schrie der Graf, indem er sich mit gekreuzten Armen vor Saint-Luc hinstellte, das Gesicht durch den schrecklichen Ausdruck der Verzweiflung verstört, die ihm am Herzen nagte.“

„Mordieu!... Ob ich es sehe? und die Wuth steht Ihnen in der That nicht im Geringsten an; Sie sind so abscheulich anzusehen, mein lieber Herr von Monsoreau.“

Der Graf, außer sich, legte die Hand an seinen Degen.

„Ah! geben Sie Acht," sagte Saint-Luc; „Sie fordern mich heraus. Ich nehme Sie selbst zum Zeugen, daß ich völlig ruhig bin."

„Ja, Süßling," sagte Monsoreau, „ja, Bettleinliebling, ich fordere Dich heraus."

„Steigen Sie gefälligst auf die andere Seite der Mauer, Herr von Monsoreau; auf der andern Seite der Mauer werden wir auf einem neutralen Boden stehen."

„Was liegt mir daran!" rief der Graf aus.

„Mir liegt daran!" erwiederte Saint-Luc, „ich will Sie nicht auf Ihrem Grund und Boden tödten."

„Das laß ich mir gefallen!" sagte Monsoreau, und beeilte sich, durch die Bresche zu kommen.

„Nehmen Sie sich in Acht! gehen Sie sachte, Graf. Es befindet sich da ein Stein, der nicht gut hält; er muß sehr erschüttert worden seyn. Verletzen Sie sich wenigstens nicht, ich würde wahrhaftig untröstlich darüber." Und Saint-Luc begann gleichfalls die Mauer zu übersteigen.

„Vorwärts, vorwärts! spute Dich," sagte der Graf vom Leder ziehend.

„Und ich, der ich auf das Land komme, um mich zu unterhalten," bemerkte Saint-Luc, mit sich selbst sprechend, „meiner Treue, ich werde mich gut amüsirt haben." Und er sprang auf die andere Seite der Mauer.

Achtes Kapitel.

Wie Herr von Saint-Luc dem Herrn von Monsoreau den Stoß zeigte, den ihm der König gezeigt hatte.

Herr von Monsoreau erwartete Saint-Luc mit dem Degen in der Hand, indem er mit dem Fuße wüthende Aufforderungen machte.

„Da bist Du," sagte der Graf.

„Ei," äußerte Saint-Luc, „Sie haben nicht den schlechtesten Platz genommen, die Sonne im Rücken; geniren Sie sich nicht."

Monsoreau machte eine Viertelwendung.

„So ist's recht," sagte Saint-Luc, „auf diese Art werde ich zu dem, was ich thue, klar sehen."

„Schone meiner nicht," versetzte Monsoreau, „denn ich werde rücksichtslos verfahren."

„Ah!" erwiederte Saint-Luc, „Sie wollen mich also durchaus tödten?"

„Ob ich es will? O! ja, ich will es."

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's," bemerkte Saint-Luc, der nun auch seinen Degen zog.

„Du sagst . . ."

„Ich sage: Betrachten Sie wohl diesen Busch von Klatschrosen und Löwenzahn."

„Nun denn?"

„Nun denn! Ich sage, daß ich Sie darauf hinstrecken will."

Und er legte sich aus, immer lachend. Monsoreau

band wüthend die Klinge seines Gegners, und führte mit unglaublicher Behendigkeit einige Stösse gegen Saint-Luc, die dieser mit gleicher Behendigkeit parirte.

„Pardieu! Herr von Monsoreau,“ sagte er, immer mit der Klinge seines Gegners spielend, „Sie fechten sehr gut, und jeder Andere, außer mir oder Bussy, wäre durch Ihr letztes Losmachen der Klinge getödtet worden.“

Monsoreau erblaßte, als er sah, mit welchem Manne er es zu thun hatte.

„Sie sind vielleicht erstaunt, zu finden,“ bemerkte Saint-Luc, „daß ich den Degen so entsprechend zu handhaben verstehe; dieß macht, weil der König, der mich sehr liebt, wie Sie wissen, sich die Mühe gegeben, mir Unterricht zu ertheilen, und unter andern Sachen auch einen Stoß mir gezeigt hat, den ich Ihnen jetzt gleich zeigen werde. Ich sage Ihnen dieß, weil Sie, wenn es sich ereignet, daß ich Sie mit diesem Stosse tödte, das Vergnügen haben werden, zu wissen, daß Sie durch einen von einem Könige gelehrten Stoß getödtet wurden, was für Sie außerordentlich schmeichelhaft seyn wird.“

„Sie besitzen unendlich viel Geist, mein Herr,“ versetzte Monsoreau ergrimmt, gewaltig ausfallend, um einen geraden Stoß zu führen, der eine Mauer durchbohrt hätte.

„Alle Wetter! man thut, was man kann,“ entgegnete Saint-Luc bescheiden, seitwärts tretend, durch welche Bewegung er seinen Gegner zwang, eine halbe Wendung zu machen, die seine Augen der vollen Sonne aussetzte.

„Ah! ah!“ sagte er, „nun hab' ich Sie, wo ich Sie sehen wollte, während ich Sie da sehe, wohin ich Sie strecken will. Nicht wahr, ich habe diesen Streich

ziemlich gut ausgeführt, he? Daher bin ich wahrhaftig sehr zufrieden! Sie hatten eben erst bloß fünfzig Aussichten gegen hundert, getödtet zu werden; jetzt haben Sie deren neunundneunzig."

Und mit einer Gelenkheit, einer Kraft und einer Wuth, die Monsoreau bei ihm nicht ahnete, und die Niemand in diesem verweichlichten jungen Manne vermuthet hätte, führte Saint-Luc nacheinander und ohne Unterbrechung fünf Stösse gegen den Oberjägermeister, die er parirte, von diesem mit Sausen und Blitzen vermengten Sturme ganz betäubt; der sechste war ein Stoß in der Prime, bestehend aus einer doppelten Finte, aus einer Parade, und aus einem Gegenstosse, dessen erste Hälfte zu sehen die Sonne verhinderte, und dessen zweite er nicht sehen konnte, weil der Degen von Saint-Luc in seiner Brust völlig verschwand. Monsoreau blieb einen Augenblick aufrecht stehen, aber gleich einer entwurzelten Eiche, die nur eines Hauches harret, um zu wissen, in welcher Richtung sie fallen soll.

„Da haben Sie nun die hundert Aussichten vollständig," sagte Saint-Luc, „und bemerken Sie, mein Herr, daß Sie gerade auf den Busch fallen werden, den ich Ihnen bezeichnet habe."

Dem Grafen versagten die Kräfte; seine Hände öffneten, seine Augen umschleierten sich; er knickte ein, und fiel auf die Klatschrosen, mit deren Purpur er sein Blut vermischte. Saint-Luc trocknete ruhig seinen Degen, und betrachtete die stufenweise Schwächung der Farbenmischungen, welche das Gesicht des mit dem Tode ringenden Menschen nach und nach in eine Leichenmaske verwandelt.

„Ah! Sie haben mich getödtet, mein Herr," sagte Monsoreau.

„Ich trachtete darnach," antwortete Saint-Luc, „aber der Teufel hole mich, wenn ich jetzt, da ich Sie, dem Tode nahe, hier liegen sehe, nicht über das mich ärgere, was ich gethan habe; Sie sind mir nun heilig, mein Herr; Sie sind furchtbar eifersüchtig, es ist wahr, aber Sie sind muthig gewesen."

Und von dieser Leichenrede ganz zufrieden gestellt, ließ Saint-Luc sich neben Monsoreau auf ein Knie nieder, und sagte zu ihm: „Haben Sie irgend einen letzten Willen zu erklären, mein Herr, und er soll, so wahr ich ein Edelmann bin, vollzogen werden; gewöhnlich hat man Durst, wenn man verwundet ist, ich weiß dieß. Wenn Sie Durst haben, will ich Ihnen zu trinken holen."

Monsoreau antwortete nicht. Er hatte sich umgekehrt, das Gesicht gegen den Boden, in den Rasen beissend, und in seinem Blute zappelnd.

„Armer Teufel!" sagte Saint-Luc, wieder aufstehend. „O! Freundschaft, Freundschaft, Du bist eine sehr begehrliche Gottheit."

Monsoreau öffnete ein schwergewordenes Auge, versuchte, den Kopf aufzuheben, und sank mit einem kläglichen Seufzer wieder zurück.

„Ei was! er ist todt," fuhr Saint-Luc fort; „denken wir nicht mehr an ihn... Es ist leicht zu sagen: denken wir nicht mehr an ihn... Im Grunde hab' ich denn doch hier einen Menschen getödtet. Man wird nicht sagen, daß ich auf dem Lande meine Zeit verloren habe."

Und alsogleich, über die Mauer steigend, eilte er quer

durch den Park, und erreichte das Schloß. Die erste Person, welche er erblickte, war Diane; sie plauderte mit ihrer Freundin. „Wie schwarz sie gut kleiden wird!" sagte Saint-Luc. Dann der von beiden Frauen gebildeten, lieblichen Gruppe sich nährend, sagte er zu Dianen: „Um Vergebung, schöne Dame; ich werde wirklich nöthig haben, mit Frau von Saint-Luc einige Worte zu sprechen."

„Thun Sie es, lieber Gast, thun Sie es," versetzte Frau von Monsoreau; „ich will meinen Vater in der Bibliothek aufsuchen; wenn Du mit Herrn von Saint-Luc fertig bist, wirst Du zu mir kommen, ich werde dort seyn."

„Ja, gewiß," sagte Johanna.

Und Diane entfernte sich, sie mit Dank und Lächeln grüßend. Die beiden Gatten blieben allein.

„Was giebt's denn?" fragte Johanna mit dem heitersten Gesichte; „Du scheinst düster, lieber Mann?"

„Ei ja, ei ja," antwortete Saint-Luc.

„Was ist denn geschehen?"

„Ei, mein Gott! ein Unfall!"

„Dir?" fragte Johanna erschrocken.

„Nicht gerade mir, aber einer Person, die bei mir war."

„Welcher Person denn?"

„Jener, mit der ich spazieren ging."

„Dem Herrn von Monsoreau?"

„Ach! ja. Der liebe arme Mann!"

„Was ist ihm denn widerfahren?"

„Ich glaub, daß er todt ist."

„Todt!“ rief Johanna mit einer sehr leicht begreiflichen Aufregung aus, „todt!“

„So ist's.“

„Er, der eben erst da war, sprechend, schauend!...“

„Ei! gerade dieß ist die Ursache seines Todes; er hat zu viel geschaut, und überdieß zu viel gesprochen.“

„Saint-Luc, mein Freund,“ sagte die junge Frau, die beiden Hände ihres Mannes ergreifend.

„Was?“

„Du verhehlest mir etwas.“

„Durchaus nichts, ich schwöre Dir, nicht einmal den Ort, wo er gestorben ist.“

„Und wo ist er gestorben?“

„Dort unten, hinter der Mauer, gerade an dem Orte, wo unser Freund Bussy sein Pferd anzubinden die Gewohnheit hatte.“

„Hast Du ihn getödtet, Saint-Luc?“

„Parbleu! wer soll's nach Deiner Meinung seyn? Es waren nur unser Zwei; ich komme lebendig zurück, und sage Dir, daß er todt ist; es ist nicht schwierig, zu errathen, welcher von Beiden den Andern getödtet hat.“

„O Du Unglücklicher!“

„Ah! liebe Freundin,“ erwiederte Saint-Luc, „er hat mich herausgefordert, beschimpft; er hat den Degen aus der Scheide gezogen.“

„Das ist gräßlich! Das ist gräßlich! Der arme Mann!“

„Gut,“ sagte Saint-Luc, „ich erwartete es nicht anders; Du wirst sehen, daß man, bevor acht Tage vergehen, der heilige Monsoreau sagen wird.“

„Aber Du kannst nicht hier bleiben!“ rief Johanna aus; „Du kannst nicht länger unter dem Dache des Mannes bleiben, den Du getödtet hast.“

„Dieß hab' ich mir so eben gedacht, und deßhalb bin ich herbeigeeilt, um Dich zu bitten, liebe Freundin, Deine Anstalten zur Abreise zu treffen.“

„Hat er Dich nicht wenigstens verwundet?“

„Das gefällt mir! Dieß ist eine Frage, welche mich, obwohl sie ein wenig spät kommt, mit Dir wieder versöhnt; nein, ich bin völlig unversehrt.“

„Wir werden also abreisen.“

„So schnell als möglich, denn Du siehst ein, daß man alle Augenblicke den Unfall entdecken kann.“

„Welch' ein Unfall!“ rief Frau von Saint-Luc aus, auf ihren Gedanken zurückkommend, wie man bisweilen auf dem nämlichen Wege zurückkehrt.

„Ah!“ sagte Saint-Luc.

„Doch da fällt mir ein,“ äußerte Johanna, „daß Frau von Monsoreau Wittwe ist.“

„Gerade dieß dachte ich mir so eben.“

„Nachdem Du ihn getödtet hattest?“

„Nein, zuvor.“

„Gehen wir, ich will sie in Kenntniß setzen ...“

„Bring es ihr ja recht schonend bei, liebe Freundin!“

„Boshaftes Gemüth! Während ich sie benachrichtige, sattle selbst die Pferde wie zu einem Spazierritte.“

„Ein vortrefflicher Gedanke! Du wirst wohl thun, dergleichen mehrere zu haben, liebe Freundin, denn was mich betrifft, so gesteh' ich, daß mein Kopf verwirrt zu werden beginnt.“

„Aber wohin gehen wir?"

„Nach Paris."

„Nach Paris! Und der König?"

„Der König wird Alles vergessen haben; es haben sich so viele Dinge ereignet, seitdem wir uns nicht mehr gesehen; ferner, wenn es Krieg giebt, was wahrscheinlich ist, muß ich an seiner Seite seyn."

„Gut; wir reisen also nach Paris."

„Ja; nur möchte ich eine Feder und Dinte."

„An wen willst Du schreiben?"

„An Bussy; Du begreifst, daß ich Anjou nicht so verlassen kann, ohne ihm zu sagen, warum ich es verlasse."

„Das ist recht; Du wirst in meinem Zimmer Alles finden, was Du brauchest, um zu schreiben."

Saint-Luc ging sogleich hin, und schrieb mit einer etwas zitternden Hand eilig folgende Zeilen:

„Lieber Freund!

„Sie werden durch die Stimme des Gerüchtes den „Unfall vernehmen, welcher dem Herrn von Monsoreau „begegnete; wir hatten in der Richtung des alten Holz„schlages einen Wortwechsel über die Ursachen und Wir„kungen der Beschädigung der Mauern, und über das „Unpassende der Pferde, welche allein gehen. In der „Hitze dieses Wortwechsels ist Herr von Monsoreau auf „einen Busch Klatschrosen und Löwenzahn gefallen, und „zwar so unglücklich, daß er sich völlig getödtet hatte.

„Ihr Freund auf Lebenszeit

„Saint-Luc.

„P. S. Da Ihnen dieß im ersten Momente etwas

„unwahrscheinlich dünken könnte, füge ich bei, daß wir „Beide, als ihm dieser Unfall begegnete, den Degen in „der Hand hatten. In diesem Augenblicke reise ich nach „Paris, in der Absicht, dem Könige meine Aufwartung „zu machen, da Anjou nach dem Vorgefallenen mir nicht „sehr sicher scheint."

Zehn Minuten nachher brachte ein Diener des Barons diesen Brief eilig nach Angers, während Herr und Frau von Saint-Luc durch eine niedrige Thüre, die zu einem Seitenwege führte, allein fortreiseten, Diane zurücklassend, die in Thränen zerfloß, und besonders sehr in Verlegenheit war, dem Barone die traurige Geschichte dieses Zweikampfes zu erzählen. Sie hatte die Augen abgewendet, als Saint-Luc vorübergeritten war.

„Leiste man doch seinen Freunden einen Dienst," sagte dieser zu seiner Frau; „gewiß, alle Menschen sind undankbar; nur ich bin dankbar."

Neuntes Kapitel.

Worin man die Königin Mutter nicht sehr prunkvoll in die gute Stadt Angers einziehen sieht.

Zur selben Stunde, da Herr von Monsoreau unter dem Degen von Saint-Luc fiel, erscholl eine große Fanfare von vier Trompeten an den, wie man weiß, mit der höchsten Sorgfalt geschlossenen Thoren. Die benachrichtigten Wachen schwangen eine Standarte, und antworteten durch ähnliche Symphonien. Katharine von

Medicis war's, welche kam, um mit einem ziemlich imposanten Gefolge ihren Einzug in Angers zu halten. Man setzte alsogleich Bussy in Kenntniß, der von seinem Bette aufstand, und Bussy begab sich zum Prinzen, der sich in das seinige legte.

Gewiß, die von den Anjouertrompetern geblasenen Stücke waren sehr schöne Stücke, besassen aber nicht die Kraft derjenigen, welche Jericho's Mauern einstürzten; die Thore von Angers öffneten sich nicht. Katharine neigte sich zu ihrer Sänfte hinaus, um sich den herangerückten Wachen zu zeigen, in der Hoffnung, daß die Majestät eines königlichen Antlitzes mehr Wirkung machen würde, als der Klang der Trompeten. Die Stadtsoldaten von Angers sahen die Königin, begrüßten sie mit Höflichkeit, aber die Thore blieben geschlossen. Katharine sendete einen Edelmann zu den Barrièren. Man erwies diesem Edelmanne viele Artigkeiten. Da er jedoch für die Königin-Mutter Einlaß begehrte, und verlangte, daß man Ihre Majestät ehrenvoll empfange, antwortete man ihm, daß Angers, als ein Kriegsplatz, nicht ohne einige unerläßliche Förmlichkeiten sich öffne. Der Edelmann kam sehr gekränkt zu seiner Gebieterin zurück, und Katharine ließ dann in der ganzen Bitterkeit seiner Wirklichkeit, und in der ganzen Fülle seiner Bedeutung, jenes Wort entschlüpfen, welches Ludwig XIV. später nach den Verhältnissen, zu denen das königliche Ansehen gediehen war, modifizirte.

„Ich warte!" murmelte sie, und ihre Edelleute bebten an ihrer Seite.

Bussy, der fast eine halbe Stunde darauf verwendet hatte, dem Herzoge vorzupredigen, und ihm hundert Staatsgründe, von denen einer dringender war, als der andere, zu schmieden, entschloß sich endlich. Er ließ sich ein Pferd mit großem Aufputze satteln, wählte fünf von den der Königin mißfälligsten Edelleuten, und ritt an ihrer Spitze Ihrer Majestät im Rectorschritte entgegen.

Katharine begann sich zu ermüden, nicht durch das Warten, sondern durch das Rachebrüten gegen jene, die ihr diesen Streich spielten. Sie erinnerte sich an das arabische Mährchen, worin erzählt wird, daß ein rebellischer Geist, in einem kupfernen Gefäße eingesperrt, wen immer zu bereichern verspricht, der ihn in den ersten zehn Jahrhunderten seiner Gefangenschaft befreien würde: dann, wüthend ob dem Warten, dem Unvorsichtigen den Tod schwört, welcher den Deckel des Gefäßes zerbrechen sollte. Katharine war in dieser Lage. Sie hatte sich anfangs gelobt, den Edelleuten liebreich zu begegnen, die sich beeilen würden, ihr entgegen zu kommen. Dann machte sie das Gelübde, demjenigen ihren Zorn zu spenden, der zuerst sich ihr vorstellen würde. Bussy erschien ganz aufgeputzt au der Barrière, und schaute unbestimmt vor sich hin, wie eine nächtliche Schildwache, die mehr horcht als sieht. „Wer da?" rief er.

Katharine erwartete wenigstens Kniebeugungen; ihr Edelmanu schaute sie an, um ihren Willen zu kennen.

„Gehen Sie," sagte sie, „gehen Sie wieder an die Barrière; man ruft: „Wer da?" Antworten Sie, mein Herr, es ist eine Förmlichkeit . . ."

„Der Edelmann kam zu den Spitzen des Fallthores.

„Die Königin-Mutter ist's," sagte er, „welche kommt, die gute Stadt Angers zu besuchen."

„Sehr wohl, mein Herr," versetzte Bussy; „belieben sie sich links zu wenden, etwa achtzig Schritte von da, dort werden Sie das Schlupfthor finden."

„Das Schlupfthor!" rief der Edelmann aus, „das Schlupfthor! Ein niedriges Thor für Ihre Majestät!"

Bussy war nicht mehr da, um zu hören. Mit seinen heimlich lachenden Freunden, hatte er sich nach der Stelle gewendet, an welcher, nach seinen Weisungen, Ihre Majestät die Königin-Mutter aussteigen sollte.

„Haben Eure Majestät gehört?" fragte der Edelmann . . . „Das Schlupfthor!"

„Ei ja, mein Herr, ich habe gehört; treten wir durch dasselbe ein, weil man durch dasselbe eintritt."

Und der Blitz ihres Blickes machte den Ungeschickten erbleichen, der so eben bei dieser der Souverainin zugefügten Demüthigung sich zu lange aufgehalten hatte. Der Cortège wendete sich links, und das Schlupfthor ging auf. Bussy, zu Fuß, den blossen Degen in der Hand, trat zu dem kleinen Thore hinaus, und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Katharine; um ihn her fegten die Federn der Hüte den Boden.

„Seyen Eure Majestät in Angers willkommen," sagte er.

An seiner Seite hatte er Trommler, die nicht trommelten, und Hellebardiere, welche die Führung ihrer Waffe nicht veränderten. Die Königin stieg aus der Sänfte, und ging, auf den Arm eines Edelmannes von ihrem Gefolge sich stützend, zu dem kleinen Thore, nachdem sie

bloß die Worte gesprochen hatte: „Ich danke, Herr von Bussy."

Dieß war die ganze Schlußfolge der Erwägungen, welche zu machen ihr Zeit gelassen wurde. Sie schritt mit erhobenem Haupte dahin; plötzlich warnte Bussy sie, und hielt sie sogar bei dem Arme an.

„Ah! geben Sie Acht, Madame, das Thor ist sehr niedrig; Eure Majestät könnten sich stossen."

„Man muß sich also bücken?" fragte die Königin; „wie ist dieß anzustellen? Dieß ist das erstemal, daß ich auf solche Art in eine Stadt einziehe."

Diese völlig ungekünstelt ausgesprochenen Worte, hatten für die gewandten Höflinge einen Sinn, eine Tiefe und eine Tragweite, welche mehr als Einem der Anwesenden zu denken gaben, und selbst Bussy drehte seitwärts schauend den Knebelbart.

„Du bist zu weit gegangen," flüsterte ihm Livarot in's Ohr.

„Pah! laß es gut seyn," versetzte Bussy, „sie muß noch viel Anderes sehen."

Man hißte die Sänfte Ihrer Majestät mit einer Zugwinde über die Mauer, und sie konnte wieder Platz darin nehmen, um sich in den Palast zu verfügen. Bussy und seine Freunde stiegen wieder zu Pferd, und geleiteten zu beiden Seiten die Sänfte.

„Ich sehe meinen Sohn von Anjou nicht," sagte Katharine plötzlich. Diese Worte, welche sie zurückhalten wollte, wurden ihr von einem unwiderstehlichen Zorne entrissen. Die Abwesenheit ihres Sohnes Franz in einem solchen Momente war die höchste Schmach.

„Monseigneur liegen krank im Bette, Madame; Eure Majestät können nicht zweifeln, daß ausserdem Seine Hoheit sich beeilt hätten, persönlich die Honneurs der Stadt zu machen.“

Hier spielte Katharine die Meisterin in der Heuchelei.

„Krank! mein armes Kind krank,“ rief sie aus. „Ach! meine Herren, beeilen wir uns . . . ist er wenigstens gut gepflegt?“

„Wir thun unser Bestes,“ antwortete Bussy, sie mit Erstaunen anschauend, wie um zu erkunden, ob in dieser Frau wirklich eine Mutter stecke.“

„Weiß er, daß ich hier bin? fuhr Katharine nach einer Pause fort, die sie nützlich verwendete, um alle Edelleute zu mustern.

„Ja, gewiß, Madame, ja.“

Katharinens Lippen preßten sich zusammen. „Dann muß er wohl sehr leidend seyn,“ fügte sie mit einem Tone des Mitleids bei.

„Furchtbar,“ erwiederte Bussy. „Seine Hoheit sind solchen plötzlichen Unpäßlichkeiten unterworfen.“

„Ist's eine plötzliche Unpäßlichkeit, Herr von Bussy?“

„Mein Gott, ja, Madame.“

Man kam so in den Palast. Eine große Volksmenge bildete auf dem Zuge der Sänfte zwei Reihen.

Bussy eilte voran über die Treppe hinauf, und sagte ganz athemlos eintretend zum Herzoge:

„Sie ist da . . . Aufgepaßt!“

„Ist sie wüthend?“

„Grimmig.“

„Beklagt sie sich?“

„O! nein; noch schlimmer, sie lächelt.“

„Was hat das Volk gesagt?“

„Das Volk hat keine Miene verzogen; es schaut diese Frau mit einem stummen Schrecken an: wenn es sie nicht kennt, so errathet es sie.“

„Und sie?“

„Sie wirft Küsse zu, und beißt sich in die Fingerspitzen.“

„Teufel!“

„Das ist's, was ich gedacht habe, Monseigneur. Teufel, spielen Sie vorsichtig!“

„Wir beharren auf dem Kriege, nicht wahr?“

„Pardieu! verlangen Sie hundert, um zehn zu bekommen, und bei ihr werden Sie doch nur fünf erhalten.“

„Pah! Du hältst mich also für sehr schwach? Seyd Ihr Alle da? Warum ist Monsoreau nicht zurückgekommen?“ fragte der Herzog.

„Ich glaube, er ist in Meridor. O! wir werden ihn wohl entbehren können.“

„Ihre Majestät die Königin-Mutter!“ rief der Thürsteher auf der Schwelle des Zimmers.

Und alsogleich erschien Katharine, bleich, und nach ihrer Gewohnheit, schwarz gekleidet. Der Herzog von Anjou machte eine Bewegung, um sich zu erheben. Aber Katharine stürzte mit einer Behendigkeit, die man diesem von der Zeit abgenützten Leibe nicht zugetraut hätte, in die Arme ihres Sohnes, und bedeckte ihn mit Küssen.

„Sie wird ihn ersticken,“ dachte Bussy, „dieß sind rechte Küsse, mordieu!“

Sie that noch mehr, sie weinte!

„Mißtrauen wir," sagte Antraguet zu Ribérac, jede Thräne wird eine Mulde Blut kosten."

Als Katharine mit ihren Umarmungen fertig war, setzte sie sich an den Kopfpfühl des Herzogs; Bussy machte ein Zeichen, und die Anwesenden entfernten sich. Er, wie wenn er zu Hause wäre, lehnte sich mit dem Rücken an die viereckigen Pfeiler des Bettes, und wartete ruhig.

„Möchten Sie sich nicht um meine armen Leute bekümmern, mein lieber Herr von Bussy," sagte Katharine plötzlich. „Nach meinem Sohne, sind Sie unser theuerster Freund und der Herr der Wohnung, nicht wahr? Ich bitte Sie um diese Gunst."

Da konnte man nicht zögern.

„Ich bin gefangen," dachte Bussy. „Madame, überglücklich, Eurer Majestät gefallen zu können, begeb' ich mich dahin."

„Warte," murmelte er. „Hier kennst Du die Thüren nicht, wie im Louvre; ich werde zurückkommen." Und er ging fort, ohne im Stande gewesen zu seyn, dem Herzoge auch nur ein Zeichen zu geben. Katharine mißtraute ihm; sie ließ ihn nicht eine Secunde aus den Augen. Katharine suchte vor Allem zu erfahren, ob ihr Sohn krank sey, oder Krankheit nur vorwende. Dieß sollte die Basis ihrer diplomatischen Operationen seyn. Aber Franz, als ein würdiger Sohn einer solchen Mutter, spielte seine Rolle vortrefflich. Sie hatte geweint, er hatte das Fieber. Katharine getäuscht, hielt ihn für krank; sie hoffte also, mehr Einfluß auf einen durch

Körperleiden geschwächten Geist zu haben. Sie überhäufte den Herzog mit Zärtlichkeit, umarmte ihn von Neuem, weinte wieder, und zwar so sehr, daß er darüber erstaunte, und um die Ursache fragte.

„Sie waren von einer so großen Gefahr bedroht, mein Sohn!“ erwiederte sie.

„Als ich aus dem Louvre entfloh, meine Mutter?“

„O! nein nachdem sie entflohen waren.“

„Wie so?“

„Jene, welche Ihnen bei dieser unglücklichen Entweichung beistanden. . .“

„Nun? . . .“

„Waren Ihre ärgsten Feinde . . .“

„Sie weiß nichts,“ dachte er, „möchte aber etwas erfahren.“

„Der König von Navarra!“ fuhr sie geradezu heraus, „die ewige Geißel unseres Stammes . . . Ich erkenne ihn wohl.“

„Ah! ah!“ rief Franz aus, „sie weiß es.“

„Sollten Sie glauben, daß er sich dessen rühmt,“ fragte sie, „und daß er Alles gewonnen zu haben glaubt?“

„Es ist unmöglich,“ erwiederte er, „man täuscht Sie, meine Mutter.“

„Warum?“

„Weil er bei meiner Entweichung nicht betheiliget ist, und ich, wär' er's auch, wohlbehalten bin, wie Sie sehen . . . Den König von Navarra hab' ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen.“

„Nicht von dieser Gefahr allein spreche ich mit Ihnen,

mein Sohn,“ äußerte Katharine, fühlend daß ihr Schlag nicht getroffen habe.

„Wovon sonst noch, meine Mutter?“ fragte er, oft die Tapete seines Alkovens anschauend, die hinter der Königin sich bewegte.

Katharine näherte sich Franz, und antwortete mit einer Stimme, welche sie furchtbar zu machen sich bemühte: „Vom Zorne des Königes, von jenem wüthenden Zorne, der Sie bedroht!“

„Es verhält sich mit dieser Gefahr, wie mit der andern, Madame; der König, mein Bruder, ist in einem wüthenden Zorne, ich glaub's; aber ich bin wohlbehalten.“

„Glauben Sie?“ sagte sie mit einem Tone, fähig, dem Kühnsten Furcht einzujagen.

Die Tapete zitterte.

„Ich weiß es gewiß,“ antwortete der Herzog, „und dieß ist so wahr, meine liebe Mutter, daß Sie selbst gekommen sind, es mir anzukünden.“

„Wie so?“ fragte Katharine, über diese Ruhe besorgt.

„Weil Sie,“ fuhr er nach einem wiederholten Blicke auf die Scheidewand fort, „wären Sie nur beauftragt worden, mir diese Drohungen zu bringen, nicht gekommen seyn würden, und weil der König in einem solchen Falle Anstand genommen hätte, mir eine solche Geißel*) zu senden, wie Eure Majestät.“

Katharine hob erschrocken den Kopf empor.

*) In der Bedeutung: Unterpfand. D. Ü.

„Eine Geißel! ich!“ sagte sie.

„Die heiligste und verehrungswürdigste von Allen,“ versetzte er lächelnd, und Katharinens Hand küßend, nicht ohne einen zweiten Blick triumphirend auf das Täfelwerk zu richten.

Katharine ließ wie vernichtet ihre Arme sinken; sie konnte nicht wissen, daß Bussy durch eine geheime Thüre seinen Gebieter überwachte, und ihn seit dem Beginne der Unterredung mit seinem Blicke im Schach hielt indem er ihm bei jeder Unschlüssigkeit Muth und Geist zu nickte.

„Mein Sohn,“ sagte sie endlich, „ich bringe Ihnen nur lauter Friedensworte, Sie haben vollkommen Recht.“

„Sie wissen, meine Mutter,“ entgegnete Franz, „mit welcher Ehrerbietung ich Sie anhöre; ich glaube, daß wir uns zu verstehen beginnen.“

Zehntes Kapitel.

Die kleinen Ursachen und die großen Wirkungen.

Katharine war in diesem ersten Theile der Unterredung sichtbar im Nachtheile. Diese Art Schlappe war so wenig vorhergesehen, und namentlich so ungewöhnlich, daß sie sich fragte, ob ihr Sohn auch in seinen Weigerungen so entschieden sey, wie er es scheine, als ein ganz kleines Ereigniß plötzlich den Stand der Dinge änderte. Man hat zu drei Viertheilen verlorene Schlachten durch ein Drehen des Windes gewonnen werden sehen, und

umgekehrt: Marengo und Waterloo sind ein doppelte Beispiel davon. Ein Sandkorn verändert den Gang der mächtigsten Maschinen.

Bussy war, wie wir gesehen haben, in einem geheimen Gange, der in den Alkoven des Herrn Herzogs von Anjou einmündete, so gestellt, daß nur der Prinz ihn sehen konnte; aus seinem Verstecke schob er den Kopf durch eine Ritze der Tapete in den Momenten hervor, die er für die seiner Sache gefährlichsten hielt. Seine Sache, wie man begreift, war der Krieg um jeden Preis; man mußte sich in Anjou halten, so lange Herr von Monsoreau dort seyn würde, auf diese Art den Gatten überwachen, und die Frau besuchen. Diese äußerst einfache Politik verwickelte jedoch die ganze Politik Frankreichs im höchsten Grade; kleine Ursachen bringen große Wirkungen hervor. Dieß ist der Grund, warum Bussy durch Augenwinke, wüthende Mienen, überspannte Geberden, seinen Gebieter zum Starrsinne trieb. Der Herzog, welcher Bussy fürchtete, ließ sich treiben, und man sah ihn wirklich im höchsten Grade grimmig.

Katharine war also auf allen Punkten geschlagen, und dachte nur mehr auf einen ehrenvollen Rückzug, als ein kleines, fast eben so unerwartetes Ereigniß, wie der Starrsinn des Herrn Herzogs von Anjou, ihr zu Hülfe kam. Plötzlich, mitten im lebhaftesten Gespräche zwischen Mutter und Sohn, da der Widerstand des Herrn Herzogs von Anjou am stärksten war, fühlte Bussy, daß man den untern Theil seines Mantels zupfe. Damit seiner Neugier vom Gespräche nichts entgehe, fuhr er, ohne sich umzukehren, mit der Hand nach der berührten Stelle,

und traf ein Handgelenk; dieses Handgelenk entlang aufwärtsfahrend, traf er einen Arm, nach dem Arme eine Schulter, und nach der Schulter einen Mann. Da er nun sah, daß sich's der Mühe lohnte, wendete er sich um.

Der Mann war Remy. Bussy wollte sprechen, aber Remy legte einen Finger auf seinen Mund, und zog dann seinen Gebieter sachte in das anstoßende Zimmer.

„Was giebt's denn, Remy?" fragte der Graf sehr unwillig, „und warum störst du mich in einem solchen Momente?"

„Ein Brief," antwortete Remy ganz leise.

„Daß Dich der Teufel hole! wegen eines Briefes entfernest Du mich von einer, eben so wichtigen Unterredung, als jene, die ich mit dem Herrn Herzoge von Anjou pflog."

Remy schien durch dieses Anfahren gar nicht aus der Fassung gebracht. „Es ist ein Unterschied zwischen Brief und Brief," bemerkte er.

„Gewiß," dachte Bussy; woher kommt er?"

„Von Meridor."

„O! von Meridor!" erwiederte Bussy rasch. „Ich danke, mein guter Remy, ich danke!"

„Ich habe also nicht mehr Unrecht?"

„Kannst du jemals Unrecht haben? Wo ist dieser Brief?"

„Ah! was mich schließen ließ, daß er von höchster Wichtigkeit sey, ist der Umstand, daß der Bote ihn nur Ihnen selbst einhändigen will."

„Er hat Recht. Ist er da?"

„Ja."

„Führ ihn her!“

Remy öffnete eine Thüre, und winkte einer Art Stallwärter zu ihm zu kommen. „Hier ist Herr von Bussy,“ sagte er auf diesen deutend.

„Gieb her; ich bin Derjenige, nach dem Du fragst,“ sagte der Graf. Und er steckte ihm eine halbe Pistole in die Hand.

„O! ich kenne Sie gut,“ erwiederte der Stallwärter, ihm den Brief reichend.

„Hat sie ihn Dir gegeben?“

„Nein, nicht sie, er.“

„Wer er?“ fragte Bussy rasch, indem er die Handschrift anschaute.

„Herr von Saint-Luc!“

„Ah! ah!“

Bussy war leicht erblaßt, denn bei diesem Worte hatte er geglaubt, es sey vom Manne die Rede, und nicht von der Frau, und Herr von Monsoreau besaß das Privilegium, Bussy erblassen zu machen, so oft Bussy an ihn dachte. Bussy kehrte sich um zu lesen, um, und um lesend jene Gemüthsbewegung zu verbergen, welche jedes Individuum zu verrathen fürchten muß, wenn es einen wichtigen Brief erhält, und nicht Cäsar Borgia, Machiavel, Katharine von Medicis oder der Teufel ist. Er hatte Recht gehabt, sich umzukehren, der arme Bussy; denn kaum hatte er den Brief, welchen wir kennen, durchlaufen, als das Blut ihm in das Gehirn stieg, und wie ein wüthendes Meer an seinen Augen brandete so zwar, daß seine Bläße in Purpur überging, daß er einen Augenblick betäubt da stand, und durch das Gefühl, er werde zusam-

menstürzen, gezwungen wurde, auf einen neben dem Fenster stehenden Armstuhl sich gleiten zu lassen.

„Packe Dich!“ sagte Remy zu dem über die von seinem überbrachten Briefe erzeugte Wirkung bestürzten Stallwärter.

Und er schob ihn bei den Schultern fort. Der Stallwärter floh rasch; er hielt die Nachricht für schlecht, und fürchtete sich, man möchte ihm seine halbe Pistole wieder abnehmen. Remy kehrte zum Grafen zurück, schüttelte ihn beim Arme, und rief aus: „Mordieu! antworten Sie mir gleich auf der Stelle, oder, beim heiligen Aeskulap, ich lasse Ihnen an allen Vieren zur Ader!“

Bussy stand wieder auf; er war nicht mehr roth; er war nicht mehr betäubt, er war düster. „Sieh,“ sagte er, „was Saint-Luc für mich gethan hat.“

Und er reichte Remy den Brief. Remy las gierig.

„Wohlan!“ sagte er, „dieß Alles scheint mir sehr schön zu seyn, und Herr von Saint-Luc ist ein wackerer Mann. Es leben die Leute, welche Geist besitzen, um eine Seele in das Fegefeuer zu expediren; sie besinnen sich nicht zweimal dabei.“

„Es ist unglaublich!“ stammelte Bussy.

„Gewiß, es ist unglaublich; aber dieß thut nichts zur Sache. Da ist nun unsere Lage völlig verändert. Ich werde in neun Monaten eine Gräfin von Bussy zur Clientin bekommen. Mordieu! befürchten Sie nichts, ich leiste die Geburtshülfe wie Ambrosius Paré.“

„Ja,“ sagte Bussy, „sie wird meine Frau seyn.“

„Es dünkt mir,“ antwortete Remy, „daß nicht viel dazu gehören wird, dieß zu thun, und daß Sie schon mehr Ihre, als die Frau ihres Mannes war.“

„Monsoreau todt!“

„Todt!“ wiederholte le Haudouin, „es steht geschrieben.“

„O! mir ist's, als ob ich träume, Remy. Wie! ich werde jene Art von Gespenst nicht mehr sehen, das immer bereit war, zwischen mir und meinem Glücke aufzutauchen? Remy, wir täuschen uns.“

„Wir täuschen uns nicht im Geringsten. Lesen Sie noch einmal, mordieu! auf die Klatschrosen gefallen, sehen Sie, und zwar so hart, daß er daran gestorben ist. Ich hatte schon die Beobachtung gemacht, daß es sehr gefährlich sey, auf Klatschrosen zu fallen, aber geglaubt, daß die Gefahr nur für die Frauen bestehe.“

„Aber Diane,“ sagte Bussy, ohne alle Späße Remy's zu hören, und nur den Wendungen seines Gedankens folgend, der sich in seinem Geiste nach allen Richtungen drehte; „aber Diane wird nicht in Meridor bleiben können. Ich will es nicht. Sie muß anderswo hingehen, ... an irgend einen Ort, ... wo sie vergessen kann.“

„Ich glaube, Paris wäre hiezu ziemlich gut,“ äußerte Remy; „in Paris vergißt man Alles ziemlich gut.“

„Du hast Recht; sie wird ihr kleines Haus in der Strasse des Tournelles wieder beziehen, und den zehnmonatlichen Wittwenstand werden wir in Verborgenheit zubringen, wenn anders das Glück verborgen bleiben kann, und die Heirath für uns nur der folgende Tag der Seligkeiten des vorigen Tages seyn wird.“

„Dieß ist wahr,“ entgegnete Remy; „aber um nach Paris zu gehen ...“

„Nun denn?“

„Brauchen wir etwas.“

„Was?“

„Wir brauchen den Frieden in Anjou.“

„Das ist wahr,“ rief Bussy aus; „das ist wahr. O, mein Gott! wie viel Zeit ist verloren, und unnütz verloren!“

„Dieß will sagen, daß Sie zu Pferde steigen, und nach Meridor eilen.“

„Nein, ich wenigstens nicht, aber Du; ich bin unüberwindlich hier zurückgehalten; zudem wäre meine Anwesenheit zu Meridor in einem solchen Momente fast unschicklich.“

„Wie werde ich sie sehen? Soll ich in's Schloß mich begeben?“

„Nein, geh' zuerst in den alten Holzschlag; vielleicht wird sie dort spazieren gehen, in der Erwartung, daß ich komme; dann, wenn Du sie nicht siehst, geh' in's Schloß.“

„Was soll ich ihr sagen?“

„Daß ich halb verrückt sey.“

Und die Hand des jungen Mannes drückend, auf den er, durch die Erfahrung belehrt, wie auf ein zweites Ich vertraute, eilte er wieder an seinen Platz im Corridor bei dem Eingange in den Alkoven hinter der Tapete. — Katharine versuchte in Bussy's Abwesenheit das während seiner Gegenwart durch ihn verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

„Mein Sohn,“ hatte sie gesagt, „es scheint mir doch, daß nie eine Mutter ermangeln könnte, sich mit ihrem Kinde zu verständigen.“

„Sie sehen, meine Mutter," antwortete der Herzog von Anjou, „daß dieß doch bisweilen geschieht."

„Niemals, wenn sie will."

„Madame, Sie wollen sagen, wenn sie wollen," versetzte der Herzog, der, von dieser stolzen Aeußerung befriediget, Bussy suchte, um von ihm durch einen billigenden Blick belohnt zu werden.

„Aber ich will es!" rief Katharine aus; „hören Sie wohl, Franz? ich will es!"

Und der Ausdruck ihrer Stimme contrastirte mit den Worten, denn die Worte waren gebieterisch und die Stimme fast flehend.

„Sie wollen es," versetzte der Herzog von Anjou lächelnd.

„Ja," entgegnete Katharine, „ich will es, und alle Opfer werden mir leicht seyn, diesen Zweck zu erreichen."

„Ah, ah!" sagte Franz. „Teufel!"

„Ja, ja, liebes Kind, sprechen Sie, was begehren Sie, was wollen Sie? Sprechen Sie! Gebieten Sie!"

„O, meine Mutter!" erwiederte Franz, fast verlegen über einen so vollständigen Sieg, der ihm nicht mehr die Befugniß gewährte, ein strenger Sieger zu seyn.

„Hören Sie, mein Sohn," sagte Katharine mit ihrer liebkosendsten Stimme; „Sie suchen nicht ein Königreich in Blut zu ertränken, nicht wahr? Das ist nicht möglich. Sie sind weder ein schlechter Franzose, noch ein schlechter Bruder."

„Mein Bruder hat mich beschimpft, Madame, und ich schulde ihm nichts mehr; nein, nichts als meinem Bruder, nichts als meinem Könige."

„Aber ich, Franz, ich! Sie haben sich über mich nicht zu beklagen?“

„Allerdings, Madame, denn Sie haben mich verlassen!“ erwiederte der Herzog, in der Meinung, daß Bussy noch immer da sey, und ihn hören könne, wie bei dem Vorausgegangenen.

„Ah, Sie wollen meinen Tod?“ sagte Katharine mit dumpfer Stimme. „Wohlan! es sey, ich werde sterben, wie eine Mutter sterben soll, die ihre Kinder einander erwürgen sieht.“

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Katharine nicht im Geringsten Lust hatte zu sterben.

„O! sprechen Sie nicht so, Madame, Sie zerreissen mein Herz!“ rief Franz aus, dem gar nichts das Herz zerriß.

Katharine zerfloß in Thränen. Der Herzog faßte ihre Hände, und suchte sie zu beruhigen, indem er immer besorgte Blicke nach dem Alkoven warf.

„Aber was wollen Sie?“ fragte sie; „sprechen Sie Ihre Forderungen wenigstens aus, damit wir wissen, woran wir uns zu halten haben.“

„Was wollen Sie selbst? Lassen Sie hören, meine Mutter,“ sagte Franz; „sprechen Sie, ich höre Sie an.“

„Ich wünsche, daß Sie nach Paris zurückkehren, liebes Kind; ich wünsche, daß Sie an den Hof des Königs, Ihres Bruders zurückkommen, der Ihnen beistehen wird.“

„Mordieu! Madame, ich sehe klar in dieser Sache; nicht er steht mir bei, sondern die Zugbrücke der Bastille.“

„Nein, kehren Sie zurück, kehren Sie zurück, und bei

meiner Ehre, bei meiner Mutterliebe, bei dem Blute unsers Herrn Jesu Christi," — Katharine bekreuzte sich, — „Sie werden von dem Könige empfangen werden, wie wenn Sie der König wären, und er der Herzog von Anjou."

Der Herzog schaute beharrlich nach dem Alkoven hin.

„Nehmen Sie an," fuhr Katharine fort, „nehmen Sie an, mein Sohn; wollen Sie weitere Apanagen, sprechen Sie, wollen Sie Gardisten?"

„Ei, Madame, Ihr Sohn hat mir welche gegeben, und sogar Ehrengardisten, da er seine vier Lieblinge wählte."

„Antworten Sie mir doch nicht so; die Gardisten, welche er Ihnen geben wird, werden Sie selbst wählen; Sie werden einen Capitain bekommen, wenn es seyn muß, und wenn es ebenfalls seyn muß, wird Herr von Bussy dieser Capitain seyn."

Der Herzog, durch dieses letztere Anerbieten erschüttert, welches er für Bussy lockend halten konnte, warf wieder einen Blick nach dem Alkoven, voll Furcht, ein flammendes Auge, und weiße, im Dunkel knirschende Zähne zu treffen. Aber, o Erstaunen, er sah vielmehr, wie Bussy ihm heiter und fröhlich zahlreiche Beifallszeichen mit dem Kopfe machte.

„Was bedeutet dieß?" fragte er sich; „wollte denn Bussy den Krieg nur, um Capitain meiner Gardisten zu werden? — Soll ich also annehmen?" sagte er ganz laut, und gleichsam sich selbst fragend.

„Ja, ja, ja!" winkte Bussy mit den Händen, den Schultern und dem Kopfe.

„Man müßte also Anjou verlassen," fuhr der Herzog fort, „um nach Paris zurückzukehren?"

„Ja! Ja! Ja!" fuhr Bussy mit einer Billigungswuth fort, die immer zunahm.

„Allerdings, liebes Kind," antwortete Katharine; „ist's denn so schwer, nach Paris zurückzukommen?"

„Meiner Treue," dachte der Herzog, „ich kenne mich in der Sache nicht mehr aus. Unserer Verabredung gemäß sollte ich Alles verweigern, und nun räth er mir den Frieden und die herzlichen Umarmungen."

„Wohlan!" fragte Katharine ängstlich, „was antworten Sie?"

„Meine Mutter, ich werde nachdenken," versetzte der Herzog, der sich mit Bussy über diesen Widerspruch benehmen wollte, und morgen..."

„Er ergiebt sich," dachte Katharine. „Nun denn, ich habe die Schlacht gewonnen."

„Im Grunde hat Bussy vielleicht Recht," sagte der Herzog bei sich.

Und Beide trennten sich, nachdem sie sich umarmt hatten.

Eilftes Kapitel.

Wie Herr von Monsoreau die Augen öffnete, schloß, und wieder öffnete, was bewies, daß er nicht ganz todt war.

Ein guter Freund ist eine süsse Sache, um so süsser, da sie selten ist. Remy gestand sich dieß selbst, während er auf einem der besten Pferde aus den Ställen des Prin-

zen über die Felder eilte. Er hätte gerne Roland genommen, gerieth aber auf diesen Gedanken nach Herrn von Monsoreau, sah sich also genöthiget, ein anderes Pferd zu nehmen.

„Ich liebe Herrn von Bussy sehr,“ sagte le Haudouin bei sich, „und seinerseits liebt mich Herr von Bussy ebenfalls recht sehr, glaub' ich. Ich bin heute so lustig, weil ich Glück für Zwei habe.“ Dann fügte er bei, aus voller Brust aufathmend. „Ich glaube wahrhaftig, daß mein Herz nicht mehr weit genug ist. „Nun denn,“ fuhr er fort, sich selbst fragend, „nun denn, welches Compliment werde ich der Frau Diane machen? Wenn sie steif, allzufeierlich, traurig ist, mach' ich stumme Begrüßungen und Verbeugungen, eine Hand auf das Herz legend; lächelt sie, so mach' ich Pirouetten, kreisförmige Beindrehungen, und eine Polonaise, die ich ganz allein ausführen werde. Ist Herr von Saint-Luc noch im Schlosse, was ich bezweifle, so bring' ich ihm ein Vivat und Anstandsbethätigungen auf Lateinisch. Er wird nicht traurig seyn, das weiß ich gewiß. Ah! ich komme näher.“

Wirklich war das Pferd, nachdem es links, dann rechts sich gewendet, den blumigen Fußpfad eingeschlagen, den Holzschlag und den hochstämmigen Wald durchschritten hatte, in das Buschholz getreten, das zur Mauer führte.

„O! die schönen Klatschrosen!“ sagte Remy; „dieß erinnert mich an unsern Oberjägermeister; jene, auf welche der arme gute Mann gefallen ist, konnten nicht schöner seyn, als diese.“ Remy kam immer näher zur Mauer. Plötzlich blieb das Pferd stehen, mit geschwellten Nüstern,

starrem Auge. Remy, der in scharfem Trabe ritt, und eben jetzt auf dieses Anhalten nicht gefaßt war, wäre beinahe über den Kopf von Mithridates hinausgeflogen. So hieß das Pferd, das er anstatt Roland genommen hatte. Remy, durch die Uebung zum Reiter gebildet, drückte die Sporen in den Bauch seines Pferdes; aber Mithridates wich nicht von der Stelle; er hatte diesen Namen ohne Zweifel von der Aehnlichkeit seines starrsinnigen Characters mit jenem des Königs von Pontus erhalten. Erstaunt schaute Remy auf den Boden, um zu forschen, welches Hinderniß denn so sein Pferd aufhalte, allein er sah nichts als eine breite Lache von Blut, das die Erde und die Blumen nach und nach einsogen, und auf welcher ein kleiner rosenrother Schaum lag.

„Ei," rief er aus, „sollte hier Herr von Saint-Luc den Herrn von Monsoreau durchbohrt haben!"

Remy blickte vom Boden empor, und schaut um sich her. In einer Entfernung von zehn Schritten, unter einer Baumgruppe, sah er zwei starre Beine, und einen Leib, der noch starrer schien. Die Beine waren ausgestreckt, der Leib mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

„Ei, Monsoreau!" sagte Remy. „**Hic obiit Nemrod.**" *) Ei, ei, wenn die Wittwe ihn so den Raben und Geiern preisgeben läßt, so ist es für uns ein gutes Zeichen, und die Leichenrede wird mit Pirouetten, kreisförmigen Beindrehungen und mit der Polonaise gehalten." Und Remy stieg ab, und machte einige Schritte vorwärts.

---

*) „Hier starb Nimrod" (ein gewaltiger Jäger, nach der mosaischen Urkunde vor 2000 Jahren). D. Ü.

in der Richtung des Leibes. „Das ist drollig!“ sagte er, „er ist todt, mausetodt, und doch liegt das Blut da unten. Ah! hier ist eine Fährte. Er wird von da unten hierher gekommen seyn, oder vielmehr der gute Herr von Saint-Luc, der die christliche Liebe selbst ist, wird ihn an diese Wand gelehnt haben, damit ihm das Blut nicht in den Kopf steige. Ja, so ist's, meiner Treue, er ist todt, mit offenen Augen und ohne Grimasse, mausetodt, da, eins, zwei!“

Und Remy fuhr mit seinem Finger durch die Luft. Plötzlich schrack er erstarrend zurück, und mit aufgesperrtem Munde; die beiden Augen, die er offen gesehen, hatten sich wieder geschlossen, und eine Blässe, noch erdfahler, als jene, die ihn anfangs befallen, hatte sich über das Gesicht des Verstorbenen verbreitet. Remy ward beinahe eben so blaß, wie Herr von Monsoreau; da er jedoch Arzt war, das heißt: so ziemlich ein Materialist, murmelte er, sich die Nasenspitze kratzend: „Credere portentis mediocre.*) Wenn er die Augen geschlossen hat, so geschah's, weil er nicht todt ist.“

Und da, trotz seinem Materialismus, die Lage unangenehm war, da auch seine Kniegelenke mehr als gebührend einknickten, setzte er sich, oder ließ sich an den Fuß des Baumes gleiten, der ihn stützte, und befand sich der Leiche gegenüber.

„Ich weiß nicht mehr recht,“ sagte er bei sich, „wo ich gelesen habe, daß nach dem Tode gewisse Thätigkeitserscheinungen erzeugt werden, die nur ein Vergehen der

*) „Anzeichen ist mittelmäßig zu glauben.“ D. Ü.

Materie, den Beginn der Verwesung verkünden. Der Teufelsmann! selbst nach seinem Tode noch muß er uns hinderlich seyn; es lohnt sich wohl der Mühe. Ja, meiner Treue, nicht nur sind die Augen wirklich geschlossen, sondern auch die Blässe hat zugenommen; **color albus chroma chloron,***) wie Galenus sagt; **color albus,** wie Cicero sagt, der ein sehr geistreicher Redner war; zum Ueberflusse giebt es ein Mittel, um zu erfahren, ob er todt ist, oder nicht, nämlich: ihm meinen Degen einen Fuß tief in den Bauch zu stossen; rührt er sich nicht, so wird er wohl gestorben seyn."

Und Remy schickte sich an, diese liebevolle Probe zu machen; schon fuhr er mit der Hand nach seinem Stoßdegen, als Monsoreau's Augen sich wieder öffneten. Dieses Ereigniß brachte eine dem andern entgegengesetzte Wirkung hervor; Remy richtete sich auf, wie von einer Springfeder geschnellt, und ein kalter Schweiß quoll auf seiner Stirne. Dießmal blieben die Augen des Todten aufgesperrt.

„Er ist nicht gestorben," murmelte Remy, „er ist nicht gestorben. Nun denn, da bin ich in einer sauberen Lage." Dann tauchte ein Gedanke im Geiste des jungen Mannes natürlich auf. „Er lebt," sagte er, „es ist wahr, aber wenn ich ihn tödte, wird er wohl todt seyn."

Und er schaute Monsoreau an, der ihn ebenfalls mit einem so verwirrten Blicke anschaute, daß man gemeint hätte, er könnte in der Seele dieses Vorüberziehenden lesen, von welcher Beschaffenheit seine Absichten seyen.

---

*) „Die weiße Farbe ist eine frische Farbe." D. Ü.

„Pfui!“ rief Remy plötzlich aus, „pfui des häßlichen Gedankens! Gott ist mein Zeuge, daß ich, wenn er ganz aufrecht da stünde, auf seinen Beinen, seinen Raufdegen schwingend, ihn herzlich gerne tödten würde. Aber so, wie er jetzt ist, ohne Kraft und zu drei Viertheilen todt, wär's mehr als ein Verbrechen, wär's eine Infamie.“

„Zu Hülfe!“ murmelte Monsoreau, „zu Hülfe!“ ich sterbe!“

„Mordieu!“ äußerte Remy, „die Lage ist kritisch. Ich bin Arzt, und folglich ist es meine Pflicht, meinen leidenden Nebenmenschen zu unterstützen. Es ist wahr, daß Monsoreau so häßlich ist, daß ich fast das Recht hätte, zu sagen, daß er nicht meines Gleichen ist, aber er ist von der nämlichen Gattung — genus homo. — Ei, vergessen wir, daß ich le Haudouin heiße, vergessen wir, daß ich der Freund des Herrn von Bussy bin, und erfüllen wir unsere Pflicht als Arzt.“

„Zu Hülfe!“ wiederholte der Verwundete.

„Da bin ich,“ versetzte Remy.

„Holen Sie mir einen Priester, einen Arzt.“

„Der Arzt ist gefunden, und wird Sie vielleicht des Priesters entheben.“

„Le Haudouin!“ rief Herr von Monsoreau aus, Remy erkennend, „welcher Zufall führt Sie hierher?“

Wie man sieht, blieb Herr von Monsoreau seinem Character getreu; in seinem Todeskampfe mißtraute und fragte er. Remy begriff die ganze Wichtigkeit dieser Frage. Dieser Wald war kein gebahnter Weg, und man kam nicht hinein, ohne darin etwas zu thun zu haben. Die Frage war also fast natürlich.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte Monsoreau wieder, dem der Argwohn einige Kraft verlieh.

„Pardieu!“ antwortete le Haudouin, „weil ich eine Meile von hier Herrn von Saint-Luc begegnet bin.“

„Ah! meinem Mörder!“ stammelte Monsoreau vor Schmerz und zugleich vor Zorn erblassend.

„Dann hat er zu mir gesagt: „Remy, eilen Sie in den Wald, und in der Gegend, die man den alten Holzschlag nennt, werden Sie einen todten Mann finden.“

„Todt!“ wiederholte Monsoreau.

„Ei, er glaubte es,“ erwiederte Remy, „Sie müssen ihm deßhalb nicht zürnen; dann kam ich, und sah, Sie sind besiegt.“

„Und nun sagen Sie mir, — Sie sprechen mit einem Manne, fürchten Sie nichts; — sagen Sie mir: bin ich tödtlich verwundet?“

„Ah! Teufel,“ versetzte Remy, „Sie fragen mich zu viel, dennoch will ich's versuchen, wir wollen sehen.“

Wir haben gesagt, daß das Gewissen des Arztes den Sieg über die Ergebenheit des Freundes davon trug. Remy näherte sich also Monsoreau, und zog ihm mit allen üblichen Vorsichtsmaßregeln seinen Mantel, sein Wamms, und sein Hemd aus.

Der Degen war unter der rechten Brust zwischen der sechsten und siebenten Rippe eingedrungen.

„Hm!“ fragte Remy, „haben Sie viele Schmerzen?“

„In der Brust nicht, auf dem Rücken.“

„Ah! sehen wir ein wenig nach,“ sagte Remy; „auf welcher Seite des Rückens?“

„Unter dem Schulterblatte.“

„Die Klinge wird einen Knochen getroffen haben,“ äußerte Remy; „davon rührt der Schmerz her.

Und er betrachtete die Stelle, welche der Graf als den Sitz eines lebhaftern Schmerzes bezeichnete.

„Nein,“ sagte er, „nein, ich täuschte mich; die Klinge hat gar nichts getroffen, und ist hineingegangen, wie sie herausgegangen ist. Zum Henker! ein hübscher Degenstich, Herr Graf; wahrhaftig, es ist ein Vergnügen, die von Herrn von Saint-Luc Verwundeten zu pflegen; Sie sind à jour durchbohrt, mein lieber Herr.“

Monsoreau wurde ohnmächtig, aber Remy kümmerte sich um diese Schwäche nicht.

„Ah! da haben wir's, das ist gut: Ohnmacht, der Puls klein; so muß es seyn.“ Er berührte die Hände und Beine: „Kälte in den Extremitäten.“ Er legte das Ohr an die Brust: „Kein Geräusch im Athemholen.“ Er klopfte sachte darauf: „Mangel an Fibration.“ Teufel, Teufel, die Wittwenschaft der Madame Diane könnte wohl nur eine Angelegenheit der Chronologie werden.“ In diesem Momente benetzte ein röthlicher, goldflimmernder Schaum die Lippen des Verwundeten. Remy zog rasch ein Besteck mit einer Lanzette aus seiner Tasche, riß einen Streifen Leinwand vom Hemde des Verwundeten, und drückte ihm den Arm zusammen. „Wir wollen sehen,“ sagte er; „wenn das Blut fließt, meiner Treue, wird Madame Diane vielleicht nicht Wittwe. Aber wenn es nicht fließt!... Ah! ah! es fließt wahrhaftig. Verzeihung, mein lieber Herr von Bussy, Verzeihung, aber, meiner Treue, man ist vor Allem Arzt.“

Wirklich war das Blut, so zu sagen nach einem kurzen Zögern, aus der Ader gespritzt; fast zur nämlichen Zeit, da es hervorbrach, athmete der Kranke, und öffnete die Augen. „Ah!" stammelte er, „ich habe wohl gemeint, daß Alles aus sey."

„Noch nicht, mein lieber Herr, noch nicht; es ist sogar möglich ..."

„Daß ich davon komme."

„O! mein Gott! ja, sehen Sie, schließen wir zunächst die Wunde. Warten Sie, rühren Sie sich nicht. Sehen Sie, in diesem Momente pflegt die Natur Sie inwendig, wie ich Sie auswendig pflege. Ich mache Ihnen einen Verband, sie macht ihren Blutklumpen. Ich mache das Blut fließen, sie hält es auf. Ah! die Natur ist eine große Chirurgie, mein lieber Herr. Da! warten Sie, daß ich Ihre Lippen trockne." Und Remy fuhr mit einem Taschentuche über die Lippen des Grafen.

„Anfangs," sagte der Verwundete, „hab' ich das Blut mundvollweise ausgespuckt."

„Wohlan! sehen Sie," versetzte Remy, „nun ist der Blutfluß schon gestillt. Schön, dieß geht gut, oder vielmehr desto schlimmer."

„Wie! desto schlimmer?"

„Desto besser für Sie, gewiß; aber desto schlimmer! ich weiß, was ich sagen will. Mein lieber Herr von Monsoreau, ich fürchte, das Glück zu haben, Sie zu heilen."

„Wie! Sie fürchten?"

„Ja, ich weiß, was ich sage."

„Sie glauben also, daß ich aufkommen werde?"

„Ach!“

„Sie sind ein sonderbarer Doctor, Herr Remy.“

„Was ist Ihnen daran gelegen, wenn ich Sie nur rette? Nun wollen wir sehen.“

Remy hatte den Aderlaß gehemmt; er stand auf.

„Nun denn, Sie verlassen mich?“ fragte der Graf.

„Ah! Sie sprechen zu viel, mein lieber Herr. Zu vieles Sprechen schadet. Das ist keine Verlegenheit; ich sollte ihm wohl lieber den Rath geben, zu schreien.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Zum Glücke. Nun sind Sie verbunden.“

„Und jetzt?“

„Und jetzt geh' ich in's Schloß, und hole Verstärkung.“

„Und was muß ich inzwischen thun?“

„Halten Sie sich ruhig, weichen Sie nicht von der Stelle, athmen Sie ganz sachte, suchen Sie, nicht zu husten; stören Sie diesen köstlichen Blutkuchen nicht. Welches ist das nächste Haus?“

„Das Schloß Meridor.“

„Welcher Weg führt hin? fragte Remy, die vollständigste Unwissenheit erkünstelnd.

„Steigen Sie über die Mauer, und Sie werden sich im Parke befinden, oder reiten Sie die Mauer des Parkes entlang, und Sie werden zum Gitterthore kommen.“

„Gut, ich eile hin.“

„Ich danke, edelmüthiger Mann!“ rief Monsoreau aus.

„Wenn Du wirklich wüßtest, in welchem Grade ich es bin,“ stammelte Remy, „Du würdest mir wohl noch mehr danken.“

Und wieder sein Pferd besteigend, galoppirte er in

der bezeichneten Richtung fort. Nach fünf Minuten langte er im Schlosse an, dessen sämmtliche Bewohner, geschäftig und rührig wie Ameisen, deren Haufen man auseinander gesprengt hat, in den Gehölzen, in abgelegenen Orten, in Seitengebäuden suchten, ohne den Platz finden zu können, wo die Leiche ihres Gebieters lag, da Saint-Luc, um Zeit zu gewinnen, eine falsche Bezeichnung gegeben hatte. Remy fiel wie ein Meteor mitten unter sie, und leitete sie auf die Spur. Er bethätigte so großen Eifer bei seinen Anempfehlungen, daß Frau von Monsoreau sich nicht enthalten konnte, ihn mit Erstaunen anzuschauen. Ein sehr geheimer, sehr verhüllter Gedanke, tauchte in ihrem Innern auf, und trübte eine Secunde lang die engelgleiche Reinheit dieser Seele.

„Ah! ich hielt ihn für den Freund des Herrn von Bussy,“ murmelte sie, während Remy sich entfernte, eine Tragbahre, Charpie und frisches Wasser mitnehmend, kurz alle zum Verbinden einer Wunde nöthigen Sachen.

Aeskulap selbst mit seinen Götterschwingen, hätte mehr nicht gethan.

Zwölftes Kapitel.

Wie der Herzog von Anjou nach Meridor ging, um der Frau von Monsoreau wegen des Todes ihres Gatten Glück zu wünschen, und wie er Herrn von Monsoreau fand, der ihm entgegen kam.

Alsogleich nach Beendigung der Unterredung zwischen dem Herzoge von Anjou und seiner Mutter, hatte sich

Jener beeilt, Bussy aufzusuchen, um die Ursache der in ihm vorgegangenen unglaublichen Veränderung zu erfahren. Bussy, als er in seine Wohnung kam, las zum fünftenmale den Brief von Saint-Luc, von welchem jede Zeile ihm einen immer angenehmeren Sinn darbot. Ihrerseits ließ Katharine, in ihre Gemächer zurückgekehrt, ihre Leute kommen, und befahl, ihre Equipagen zu einer Abreise bereit zu halten, die sie auf den andern Tag, oder spätestens auf übermorgen glaubte anberaumen zu können.

Bussy empfing den Prinzen mit einem anmuthigen Lächeln. „Wie! Monseigneur," sagte er, „Eure Hoheit geruhen, Sich die Mühe zu geben, zu mir zu kommen?"

„Ja, mordieu!" erwiederte der Herzog, „und ich komme, um eine Erklärung von Dir zu verlangen."

„Von mir?"

„Ja, von Dir."

„Sprechen Sie, Monseigneur."

„Wie," rief der Herzog aus, „Du trägst mir auf, mich vom Kopfe bis zu den Füssen gegen die Verleitungen meiner Mutter zu rüsten, und den Angriff standhaft auszuhalten; ich thue es, und mitten im stärksten Kampfe, da alle Stösse an mir abprallten, sagtest Du mir: „Ziehen Sie Ihren Küraß aus, Monseigneur, ziehen Sie ihn aus!"

„Ich hatte Ihnen alle diese Anempfehlungen gemacht, Monseigneur, weil ich nicht wußte, zu welchem Zwecke Madame Katharine gekommen war. Nun aber, da ich sehe, sie sey gekommen zur größeren Ehre und zum größeren Glücke Eurer Hoheit ..."

„Wie!“ fragte der Herzog, „zu meiner größeren Ehre und zu meinem größeren Glücke; wie verstehst Du denn dieß?“

„Allerdings,“ versetzte Bussy: „was wollen Eure Hoheit im Grunde? Ueber Ihre Feinde triumphiren, nicht wahr? denn ich glaube nicht, daß sie wie gewisse Personen behaupten, König von Frankreich zu werden gedenken.“

Der Herzog schaute Bussy heimlich an.

„Einige werden es Ihnen vielleicht rathen, Monseigneur,“ sagte der junge Mann; „diese aber, glauben Sie mir, sind Ihre ärgsten Feinde; wenn sie zu halsstarrig sind, wenn Sie nicht wissen, wie Sie sie losbringen sollen, dann schicken Sie mir dieselben; ich werde sie überzeugen, daß sie sich täuschen.“

Der Herzog schnitt ein Gesicht.

„Uebrigens,“ fuhr Bussy fort, „erforschen Sie sich, Monseigneur; prüfen Sie Ihre Nieren, wie die Bibel sagt; haben Sie hunderttausend Mann, zehn Millionen Livres, Bündnisse im Auslande, und dann endlich, wollen Sie gegen Ihren Herrn ziehen?“

„Mein Herr ist nicht gehindert, gegen mich zu ziehen,“ antwortete der Herzog.

„Ah! wenn Sie es so nehmen, haben Sie Recht; erklären Sie sich, lassen Sie sich krönen, und nehmen Sie den Titel König von Frankreich an; ich verlange nichts Besseres, als Sie mächtig werden zu sehen, weil, wenn Sie emporkommen, ich mit Ihnen emporkommen werde.“

„Wer sagt Dir, daß ich König von Frankreich werden will?“ entgegnete der Herzog bitter; „Du bringst da eine Frage in Erörterung, deren Lösung ich nie Jemanden vorgeschlagen habe, selbst mir nicht.“

„Dann ist Alles gesagt, Monseigneur, und es giebt keinen Meinungsstreit mehr zwischen uns, weil wir über den Hauptpunkt einverstanden sind.“

„Wir sind einverstanden?“

„Es scheint mir wenigstens. Lassen Sie sich also eine Compagnie Gardisten, fünfmalhunderttausend Livres verbürgen. Verlangen Sie, bevor der Friede unterzeichnet werde, Subsidien für Anjou, um Krieg zu führen. Wenn Sie sie einmal haben, werden Sie sie behalten; dieß verpflichtet zu nichts. Auf diese Art werden wir Leute bekommen, Geld, Macht, und werden gehen . . . Gott weiß wohin!“

„Bin ich aber einmal in Paris, haben Sie mich wieder in ihrer Gewalt, halten sie mich einmal fest, so werden sie meiner spotten,“ sagte der Herzog.

„Gehen Sie doch, Monseigneur, dieß ist nicht Ihr Ernst. Jene werden Ihrer spotten! Haben Sie nicht gehört, was Ihre Majestät die Königin Mutter Ihnen bietet?“

„Sie hat mir gar viele Dinge angeboten.“

„Ich begreife, dieß beunruhiget Sie?“

„Ja.“

„Aber unter andern Sachen hat sie Ihnen eine Compagnie Gardisten angetragen, würde diese Compagnie auch von Herrn von Bussy commandirt.“

„Allerdings hat sie dieß angeboten.“

„Nun denn, nehmen Sie an; ich sag's Ihnen; ernennen Sie Bussy zu Ihrem Capitain, ernennen Sie Antraguet und Livarot zu Ihren Lieutenants, ernennen Sie Ribérac zum Fähnrich. Lassen Sie uns Vier diese Compagnie nach unserer Einsicht bilden, dann werden

Sie sehen, ob Jemand, wenn eine solche Bedeckung Ihren Schritten folgt, Ihrer spottet, und Sie bei dem Vorübergehen nicht grüßt, selbst der König."

„Meiner Treue," versetzte der Herzog, „ich glaube, daß Du Recht hast, Bussy, ich werde darauf denken."

„Denken Sie darauf, Monseigneur."

„Ja; doch was lasest Du da so aufmerksam, als ich eintrat?"

„Ah! um Vergebung, ich vergaß; einen Brief."

„Einen Brief."

„Der Sie noch mehr interessirt, als mich; wo zum Teufel hatte ich denn meinen Kopf, daß ich Ihnen den Brief nicht gleich auf der Stelle zeigte?"

„Er enthält also eine wichtige Nachricht?"

„O! mein Gott, ja, und sogar eine traurige Nachricht: Herr von Monsoreau ist gestorben."

„Was sagst Du!" rief der Herzog mit einer Bewegung von so markirten Erstaunen aus, daß Bussy, dessen Augen auf den Prinzen geheftet waren, inmitten dieses Erstaunens eine übermäßige Freude zu bemerken glaubte.

„Gestorben, Monseigneur."

„Herr von Monsoreau gestorben?"

„Ei, mein Gott, ja! Sind wir nicht alle sterblich?"

„Ja, aber man stirbt nicht so plötzlich."

„Je nachdem. Wenn man Jemand tödtet?"

„Er ist also getödet worden?"

„Es scheint, daß dies der Fall sey."

„Von wem?"

„Von Saint-Luc, mit dem er in Streit gerathen ist."

„Ah! der liebe Saint-Luc!“ rief der Prinz aus.

„Ei!“ sagte Bussy, „ich wußte nicht, daß er so sehr zu Ihren Freunden gehörte, dieser liebe Saint-Luc!“

„Er gehört zu den Freunden meines Bruders,“ erwiederte der Herzog, „und von dem Momente an, da wir uns aussöhnen, sind die Freunde meines Bruders auch die meinigen.“

„Ah! Monseigneur, so ist's Recht, und ich bin entzückt, Sie solche Gesinnungen äußern zu hören.“

„Und Du weißt es gewiß?“

„Alle Wetter! so gewiß, als man es nur immer wissen kann. Da ist ein Billet von Saint-Luc, das mir diesen Todesfall meldet, und da ich eben so ungläubig bin, wie Sie, Monseigneur, und daran zweifelte, schickte ich meinen Wundarzt Remy hin, um die Thatsache zu constatiren, und dem alten Barone meine Beileidsbezeigung zu überbringen.

„Todt! Monsoreau todt!“ wiederholte der Herzog von Anjou; „ganz allein gestorben!“

Diese Worte entschlüpften ihm, wie „der liebe Saint-Luc“ ihm entschlüpft war. Beide waren schrecklich treuherzig.

„Er ist nicht ganz allein gestorben,“ sagte Bussy,“ weil Saint-Luc ihn getödtet hat.“

„O! ich weiß recht gut, was ich sagen will,“ entgegnete der Herzog.

„Würden etwa Monseigneur es einem Andern übertragen haben, ihn zu tödten?“ fragte Bussy.

„Meiner Treue, nein; und Du?“

„O! ich, Monseigneur, ich bin kein hinreichend vor-

nehmer Prinz, um ein Geschäft dieser Art von Andern verrichten zu lassen, und bin genöthiget, es selbst zu thun."

„Ah! Monsoreau, Monsoreau," sagte der Prinz mit seinem abscheulichen Lächeln.

„Ei, Monseigneur, man sollte glauben, daß Sie diesem armen Grafen zürnen?"

„Nein, Du zürntest ihm."

„Daß ich ihm zürnte, war ganz natürlich," versetzte Bussy, wider seinen Willen erröthend. „Hat er mir nicht einst von Seite Eurer Hoheit eine entsetzliche Demüthigung zugezogen?"

„Du erinnerst Dich noch daran?"

„O! mein Gott nein, Moseigneur, Sie sehen es wohl; aber Sie, da er der Diener, der Freund, der Vertraute von Ihnen war . . ."

„Nun, nun," sagte der Prinz das Gespräch abbrechend, das ihm Verlegenheit zu bereiten begann. „Laß die Pferde satteln, Bussy."

„Die Pferde satteln? Wozu?"

„Um nach Meridor zu reiten; ich will Madame Diane meine Beileidsbezeigung ausdrücken: Zudem war dieser Besuch seit langer Zeit beabsichtiget, und ich weiß nicht, warum ich ihn noch nicht gemacht habe, aber ich will ihn nicht länger mehr verzögern. Corbleu! ich weiß nicht warum, aber mein Herz ist heute zu Artigkeiten aufgelegt."

„Meiner Treue," sagte Bussy bei sich, „jetzt da Monsoreau todt ist, und ich nicht mehr fürchte, daß er seine Frau an den Herzog verkauft, liegt mir wenig daran,

daß er sie wieder sieht; wenn er sich an sie wagt, werde ich sie wohl ganz allein vertheidigen. Auf, da die Gelegenheit mir geboten ist, sie wieder zu sehen, will ich die Gelegenheit benützen!"

Und er entfernte sich, um den Befehl zu ertheilen, die Pferde zu satteln. Eine Viertelstunde nachher, während Katharine schlief, oder zu schlafen sich stellte, um sich von den Reisestrapazen zu erholen, ritten der Prinz, Bussy und zehn Edelleute auf schönen Pferden mit jener Freudigkeit gegen Meridor, welche stets schönes Wetter blumige Wiesen und Jugend den Reitern wie den Pferden einflößen. Bei dem Anblicke dieses prächtigen Geschwaders, kam der Schloßportier an den Rand des Grabens, und fragte nach dem Namen der Besucher.

„Der Herzog von Anjou!" rief der Prinz.

Alsogleich ergriff der Portier ein Waldhorn, und blies eine Fanfare, in Folge deren alle Diener im Schlosse auf der Zugbrücke zusammeneilten. Bald entstand ein eiliges Rennen in den Gemächern, in den Corridoren und auf den Freitreppen; die Fenster der Thürmchen gingen auf; man hörte ein Eisengeklirr auf den Steinplatten, und der alte Baron erschien auf der Schwelle, die Schlüssel seines Schlosses in der Hand haltend.

„Es ist unglaublich, wie wenig Monsoreau bedauert wird," sagte der Herzog; „sieh doch, Bussy, was für natürliche Gesichter alle diese Leute da haben."

Eine Dame erschien auf der Freitreppe.

„Ah! da ist die schöne Diane," rief der Herzog aus, „siehst Du, Bussy, siehst Du?"

„Allerdings seh' ich sie, Monseigneur,“ erwiederte der junge Mann; „aber ich sehe Remy nicht,“ fügte er ganz leise bei.

Diane trat wirklich zum Hause hinaus; doch unmittelbar hinter Dianen kam eine Tragbahre, auf welcher liegend Monsoreau, mit von Fieber oder Eifersucht glänzendem Auge sich tragen ließ, ähnlicher einem indischen Sultane auf seinem Palankine, als einem Todten auf seinem Leichenlager.

„O! o! was ist dieß?“ rief der Herzog aus, zu seinem Gefährten gewendet, blässer geworden, als das Taschentuch, mit dem er zunächst seine Gemüthsbewegung zu verhehlen suchte.

„Monseigneur, der Herzog von Anjou, lebe hoch!“ rief Monsoreau, indem er mit mächtiger Anstrengung seine Hand in die Luft hob.

„Sehr schön!“ sagte eine Stimme hinter ihm, „Sie werden den Blutkuchen zerstören. Remy war's, der, seiner Rolle als Arzt bis an's Ende getreu, dem Verwundeten diese kluge Bemerkung machte.

Das Erstaunen dauert am Hofe nie lange, wenigstens nicht auf den Gesichtern; der Herzog von Anjou machte eine Bewegung, um die Verblüffung in Lächeln zu verwandeln. „O! mein lieber Graf,“ rief er aus, „welche glückliche Ueberraschung! Sollten Sie wohl glauben, daß man uns gesagt hat, Sie wären gestorben?“

„Kommen Sie, kommen Sie, Monseigneur,“ versetzte der Verwundete, „kommen Sie, daß ich die Hand Eurer Hoheit küsse. Gott sey Dank! nicht nur bin ich nicht gestorben, sondern werde auch genesen, hoff' ich, um

Ihnen mit stärkerer Gluth und Treue als jemals zu dienen."

Bussy, der weder Prinz noch Ehemann war, zwei sociale Zustände, worin die Verstellung zur ersten Nothwendigkeit wird, fühlte einen kalten Schweiß über seine Schläfen rieseln; er wagte es nicht, Diane anzuschauen. Diesen für ihn zweimal verlorenen Schatz so nahe bei dem Besitzer desselben zu sehen, that ihm wehe.

„Und Sie, Herr von Bussy," sagte Monsoreau, „Sie, der Sie mit Seiner Hoheit kommen, empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, denn beinahe sind Sie es, dem ich das Leben verdanke."

„Wie! mir!" stammelte der junge Mann, in der Meinung, daß der Graf über ihn spotte.

„Gewiß; freilich mittelbar; aber meine Dankbarkeit ist deßhalb nicht geringer, denn hier ist mein Retter," fügte er bei, auf Remy weisend, der verzweiflungsvoll die Arme zum Himmel emporhob, und in die Eingeweide der Erde sich hätte verbergen mögen, „ihm verdanken es meine Freunde, daß sie mich noch besitzen."

Und ungeachtet der Zeichen, die ihm der arme Doctor machte, daß er schweigen möchte, und die er, der Graf, für gesundheitsbezügliche Anempfehlungen hielt, erzählte dieser nachdrücklich von der Sorgfalt, der Geschicklichkeit und dem Eifer, welche le Haudouin für ihn bethätiget habe.

Der Herzog runzelte die Stirne; Bussy schaute Remy mit einem schrecklichen Ausdrucke an. Der arme Mensch, hinter Monsoreau versteckt, begnügte sich, eine Geberde zu entgegnen, welche sagen wollte: „Ach! es ist nicht meine Schuld."

„Uebrigens," fuhr der Graf fort, „hab' ich vernommen, daß Remy Sie einst sterbend angetroffen habe, wie er mich selbst angetroffen hat. Es ist ein Band der Freundschaft zwischen uns; rechnen Sie auf die meinige, Herr von Bussy; wenn Monsoreau liebt, liebt er innig; freilich, wenn er haßt, ist's wie wenn er liebt, nämlich von ganzem Herzen."

Bussy glaubte zu bemerken, daß der Blitz, der bei dem Aussprechen dieser Worte einen Augenblick im fieberhaften Auge des Grafen geleuchtet hatte, dem Herrn Herzoge von Anjou galt. Der Herzog sah nichts. „Gehen wir doch!" sagte er, absteigend, und Dianen die Hand reichend; „machen Sie uns gefälligst die Honneurs dieses Hauses, schöne Diane, das wir in Trauer zu finden gedachten, und welches im Gegentheile fortfährt, der Aufenthalt von Segnungen und Freude zu seyn. Sie aber, Monsoreau, ruhen Sie aus; die Ruhe steht Verwundeten wohl an."

„Monseigneur," erwiederte der Graf, „man soll nicht sagen, daß Sie zu dem lebenden Monsoreau kommen, und daß, so lange Monsoreau leben wird, ein Anderer Eurer Hoheit die Honneurs seines Hauses mache; meine Leute werden mich tragen, und überall, wohin Sie gehen, werde auch ich gehen."

Gewiß, man hätte glauben mögen, daß der Herzog die wahre Gesinnung des Grafen errieth, denn er ließ Dianens Hand los. Von nun an athmete Monsoreau.

„Nähern Sie sich ihr," flüsterte Remy ganz leise Bussy in's Ohr.

Bussy näherte sich Dianen, und Monsoreau lächelte

ihnen zu. Bussy faßte Dianens Hand, und Monsoreau lächelte ihm wieder zu.

„Dieß ist eine große Veränderung, Herr Graf,“ sagte Diane leise.

„Ach!“ murmelte Bussy, „warum ist sie nicht noch größer?“

Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Baron hinsichtlich des Prinzen und der Edelleute, die ihn begleiteten, den ganzen Prunk seiner patriarchalischen Gastfreundschaft entfaltete.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Unannehmlichkeit allzu breiter Sänften und allzu schmaler Thüren.

Bussy verließ Dianen nicht; Monsoreau's wohlwollendes Lächeln verlieh ihm eine Freiheit, die er ohne Bedenken benützte. Die Eifersüchtigen besitzen das Privilegium, daß sie, wenn sie gewaltig Krieg geführt haben, um ihr Gut zu bewahren, nicht verschont werden, sobald einmal die Wildschützen ihr Gebiet betreten haben.

„Madame,“ sagte Bussy zu Dianen; „ich bin wahrhaftig der unglücklichste Mann. Auf die Nachricht seines Todes hab' ich dem Prinzen gerathen, nach Paris zurückzukehren, und sich mit seiner Mutter abzufinden; er hat eingewilliget, und Sie bleiben nun in Anjou.“

„O! Ludwig,“ antwortete die junge Frau, mit den Spitzen ihrer zarten Finger Bussy's Hand drückend, „Sie getrauen sich zu sagen, daß wir unglücklich sind? Sie

vergessen also so viele schöne Tage, so viele unaussprechliche Freuden, deren Erinnerung wie ein Schauder durch mein Herz zieht?"

„Ich vergesse nichts, Madame, im Gegentheile, ich erinnere mich allzu lebhaft, und dieß ist die Ursache, warum ich, indem ich dieses Glück verliere, für so beklagenswerth mich halte. Sehen Sie ein, Madame, was ich dabei leiden muß, wenn ich nach Paris zurückkehren muß, hundert Meilen von Ihnen! Mein Herz bricht, Diane, und ich fühle mich muthlos."

Diane schaute Bussy an; so viel Schmerz sprach aus diesen Augen, daß sie den Kopf neigte, und nachzusinnen begann. Der junge Mann wartete einen Augenblick mit flehendem Auge und gefalteten Händen.

„Wohlan!" sagte Diane plötzlich, „Sie werden nach Paris gehen, Ludwig, und ich auch."

„Wie!" rief der junge Mann aus, „Sie werden Herrn von Monsoreau verlassen?"

„Wenn auch ich ihn verließe," antwortete Diane, „so würde er mich nicht verlassen; nein, glauben Sie mir, Ludwig, es ist besser, wenn er mit uns zieht."

„Verwundet, krank, wie er ist,... unmöglich!"

„Er wird gehen, sag' ich Ihnen." Und indem sie alsogleich Bussy's Arm fahren ließ, näherte sie sich dem Prinzen, der mit sehr übler Laune Monsoreau antwortete, dessen Sänfte Ribérac, Antraguet und Livarot umgaben.

Bei Dianens Anblicke wurde die Stirne des Grafen wieder heiter; aber dieser Augenblick von Ruhe war nicht von langer Dauer; er verging, wie ein Sonnenstrahl zwischen zwei Stürmen vergeht. Diane näherte sich dem

Herzoge, und der Graf runzelte die Stirne. „Monseigneur,“ sagte sie mit einem charmanten Lächeln, „man sagt, daß Eure Hoheit die Blumen leidenschaftlich lieben. Kommen Sie, ich will Eurer Hoheit die schönsten Blumen von ganz Anjou zeigen.“

Franz reichte ihr galant die Hand.

„Wohin führen Sie denn Monseigneur, Madame?“ fragte Monsoreau besorgt.

„In das Gewächshaus, mein Herr.“

„Ah!“ erwiederte Monsoreau. „Wohlan, meinetwegen; traget mich in das Gewächshaus.“

„Meiner Treue,“ sagte Remy bei sich, „ich glaube nun, daß ich Recht gethan habe, ihn nicht zu tödten. Gott sey Dank! er wird sich wohl ganz allein tödten.“

Diane lächelte Bussy auf eine Art zu, welche das Beste verhieß. „Daß ja Herr von Monsoreau,“ sagte sie ganz leise zu ihm, „nicht erfahre, daß Sie Anjou verlassen, und ich nehme das Uebrige auf mich.“

„Gut!“ versetzte Bussy.

Und er näherte sich dem Prinzen, während Monsoreau's Sänfte um eine Baumgruppe bog. „Monseigneur,“ sagte er, „vor Allem ja keine Indiscretion; Monsoreau darf nicht erfahren, daß wir auf dem Punkte stehen, uns zu vergleichen.“

„Warum?“

„Weil er die Königin-Mutter von unsern Absichten in Kenntniß setzen könnte, um sie zur Freundin zu gewinnen, und weil Madame Katharine, unsers gefaßten Entschlusses kundig, minder geneigt seyn dürfte, uns freigebige Zugeständnisse zu machen.“

„Du hast Recht,“ sagte der Herzog; „Du mißtrauest ihm also in dieser Hinsicht?“

„Monsoreau? Parbleu!“

„Wohlan, auch ich; ich glaube wahrhaftig, daß er absichtlich den Todten gespielt hat.“

„Nein, meiner Treue, er hat ganz in der Ordnung einen Degenstich durch die Brust erhalten; Remy, dieser Dummkopf, der ihm aus dem Handel geholfen hat, hielt ihn selbst einen Augenblick für todt; die Seele muß wahrhaftig in seinem Leibe angepflöckt seyn.“

Man kam bei dem Gewächshause an. Diane lächelte dem Herzoge auf eine charmantere Art als jemals zu. Der Prinz trat zuerst ein, dann Diane; Monsoreau wollte ihnen folgen, aber als seine Sänfte sich zeigte, um zu passiren, bemerkte man, daß es unmöglich sey, sie hinein zu bringen; die spitzbogenförmige Thüre war lang und hoch, aber nur so breit, wie die größten Baumkübel, und die Sänfte des Herrn von Monsoreau war sechs Fuß breit. Bei dem Anblicke dieser allzu engen Thüre und dieser allzubreiten Sänfte, stieß Monsoreau ein Gebrüll aus. Diane trat in das Gewächshaus, ohne auf die verzweiflungsvollen Geberden ihres Mannes Acht zu geben. Bussy, dem das Lächeln der jungen Frau, in deren Herzen er durch die Augen zu lesen pflegte, völlig klar wurde, blieb bei Monsoreau, indem er mit vollkommener Ruhe zu ihm sagte: „Sie beharren vergebens darauf, Herr Graf; diese Thüre ist allzu enge, und Sie werden niemals durch sie passiren.“

„Monseigneur, Monseigneur!“ rief Monsoreau, „gehen Sie nicht in dieses Gewächshaus; es sind tödtliche

Ausdünstungen von ausländischen Blumen darin, welche die giftigsten Düfte verbreiten. Monseigneur!"

Aber Franz hörte nicht, ungeachtet seiner gewohnten Vorsicht, glücklich, in seinen Händen Dianens Hand zu fühlen, vertiefte er sich in die grünenden labyrinthischen Gänge. Bussy ermuthigte Monsoreau, sich zu schonen; aber ungeachtet der Ermahnungen Bussy's geschah, was geschehen mußte, Monsoreau konnte zwar den physischen Schmerz ertragen, denn in dieser Beziehung schien er von Eisen, aber nicht den moralischen Schmerz. Er fiel in Ohnmacht. Remy übte wieder alle seine Rechte aus; er verordnete, daß man den Verwundeten in sein Zimmer trage.

„Was soll ich jetzt thun?" fragte Remy den jungen Mann.

„Ei, pardieu!" erwiederte Bussy, „vollende, was Du so gut begonnen hast; bleibe bei ihm und heile ihn." Dann hinterbrachte er Dianen den ihrem Gatten begegneten Unfall. Diane verließ alsogleich den Herzog von Anjou, und ging in's Schloß.

„Ist es uns gelungen?" fragte sie Bussy, als sie an ihm vorüberging.

„Ich glaube," erwiederte sie; „in keinem Falle gehen Sie fort, ohne Gertraud gesehen zu haben."

Der Herzog liebte die Blumen nur, weil er sie mit Dianen besuchte; so wie Diane sich entfernt hatte, fielen ihm die Warnungen des Grafen ein, und er verließ das Gebäude. Ribérac, Livarot und Antraguet folgten ihm. Inzwischen war Diane zu ihrem Gatten gekommen, welchen Remy flüchtige Salze einathmen ließ. Der Graf

öffnete bald wieder die Augen. Seine erste Bewegung war, sich mit Heftigkeit zu erheben, aber Remy war auf diese erste Bewegung gefaßt gewesen, und der Graf an seine Matratze befestiget. Er stieß ein zweites Gebrüll aus; allein, als er um sich schaute, gewahrte er Dianen, die an seinem Kopfpfühle stand.

„Ah! Sie sind's, Madame," sagte er; „ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, um Ihnen zu sagen, daß wir heute Abend nach Paris reisen."

Remy schlug deßhalb einen Lärm auf, aber Monsoreau kümmerte sich so wenig um ihn, als ob er gar nicht da wäre.

„Was fällt Ihnen ein, mein Herr?" sagte Diane mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, „denken Sie an Ihre Wunde!"

„Madame," versetzte der Graf, „die Wunde hält mich nicht ab; ich will lieber sterben, als leiden, und müßte ich auf dem Wege sterben, heute Abend werden wir reisen."

„Nun denn, mein Herr," entgegnete Diane, „wie es Ihnen belieben wird."

„Es beliebt mir so; treffen Sie also Ihre Anstalten, ich bitte Sie."

„Meine Anstalten sind bald getroffen, mein Herr; darf ich jedoch erfahren, welche Ursache diesen plötzlichen Entschluß bewirkt hat?"

„Ich werde sie ihnen bezeichnen, Madame, wenn Sie dem Prinzen keine Blumen mehr zu zeigen haben, oder wenn auf meinen Befehl Thüren gebaut seyn werden, breit genug, daß meine Sänften überall hinein können."

Diane verneigte sich.

„Aber, Madame,“ sagte Remy.

„Der Herr Graf will es,“ erwiederte Diane; „meine Pflicht ist, zu gehorchen.“

Und Remy glaubte an einem Zeichen der jungen Frau zu bemerken, daß er seine Einwendungen unterlassen solle. Brummend schwieg er. „Sie werden ihn mir umbringen, und dann wird man sagen, die Heilkunde trage die Schuld davon.“

Mittlerweile schickte sich der Herzog von Anjou an, Meridor zu verlassen. Er bezeigte dem Baron für die ihm erwiesene Aufnahme die größte Dankbarkeit, und stieg wieder zu Pferd. Gertraud erschien in diesem Momente; sie kam, um dem Herzoge ganz laut zu melden, daß ihre Gebieterin, bei dem Grafen zurückgehalten, nicht die Ehre haben könne, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und um Remy ganz leise zu sagen, daß Diane Abends abreise. Man ritt fort. Der Herzog hatte ausartende Neigungen, oder vielmehr Vervollkommnungen seiner Launen. Die grausame Diane verletzte ihn, und vertrieb ihn von Anjou; die lächelnde Diane war ihm ein Köder. Da er den vom Oberjägermeister gefaßten Entschluß nicht kannte, hörte er den ganzen Weg entlang nicht auf, über die Gefahr nachzusinnen, die darin läge, den Wünschen der Königin-Mutter allzuleicht zu gehorchen. Bussy hatte dieß vorhergesehen, und rechnete sehr auf diesen Wunsch, zu bleiben.

„Siehst Du, Bussy,“ sagte der Herzog zu ihm, „ich habe nachgedacht.“

„Gut, Monseigneur, und worüber?“ fragte der junge Mann.

„Daß es nicht gut ist, mich so ohne weiters in die Gründe meiner Mutter zu fügen.“

„Sie haben Recht; sie hält sich ohnehin schon für eine tiefe Politikerin.“

„Während wir, wenn wir acht Tage Bedenkzeit verlangen, oder vielmehr die Sache acht Tage lang hinausziehen, einige Feste geben, zu denen wir den Adel einladen, unserer Mutter zeigen werden, wie stark wir sind.“

„Mächtige Gründe, Monseigneur. Jedoch dünkt mir . . .“

„Ich werde acht Tage hier bleiben,“ unterbrach ihn der Herzog, „und mit Hülfe dieses Aufschubes neue Bedingungen meiner Mutter entreißen; ich sag' Dir's.“

Bussy schien tief nachzudenken. „In der That, Monseigneur,“ sagte er, „entreißen Sie, entreißen Sie, aber trachten Sie, daß, anstatt aus dieser Verzögerung Vortheil zu schöpfen, Ihre Angelegenheiten nicht darunter leiden. Der König, zum Beispiele . . .“

„Nun denn, der König?“

„Der König, Ihrer Absichten unkundig, kann sich erzürnen; der König ist sehr zornmüthig.“

„Du hast Recht, ich müßte Jemand absenden können, um meinen Bruder in meinem Namen zu begrüßen, und ihm meine Rückkehr anzukünden; dieß wird mir die acht Tage verschaffen, deren ich bedarf.“

„Ja, aber dieser Jemand läuft große Gefahr,“ bemerkte Bussy.

Der Herzog von Anjou lächelte mit seinem schlimm-

sten Lächeln. „Wenn ich den Entschluß ändern würde, nicht wahr?“ fragte er.

„Ei, ungeachtet des Ihrem Bruder gemachten Versprechens, würden Sie hierin eine Aenderung treffen, wenn das Interesse Sie dazu triebe, nicht wahr?“

„Wahrlich!“ antwortete der Prinz.

„Sehr gut, und dann wird man Ihren Gesandten in die Bastille schicken.“

„Wir werden ihn von dem, was er bringt, nicht in Kenntniß setzen, und ihm einen Brief mitgeben.“

„Im Gegentheile, geben Sie ihm keinen Brief mit, und setzen Sie ihn in Kenntniß.“

„Aber dann wird Niemand die Mission übernehmen wollen.“

„Gehen Sie doch!“

„Kennst Du einen Mann, der sie übernehmen wird?“

„Ja, ich kenne Einen.“

„Wer ist's?“

„Ich, Monseigneur.“

„Du?“

„Ja, ich liebe die schwierigen Unterhandlungen.“

„Bussy, mein lieber Bussy,“ rief der Herzog aus, „wenn Du dieß thust, kannst Du auf meine ewige Dankbarkeit rechnen.“

Bussy lächelte; er kannte das Maß jener Dankbarkeit, von dem Seine Hoheit mit ihm sprachen. Der Herzog hielt ihn für unschlüssig.

„Und ich werde Dir zehntausend Thaler zu Deiner Reise geben,“ fügte er bei.

„Gehen Sie doch. Monseigneur,“ versetzte Bussy, „seyen Sie hochherziger; bezahlt man denn solche Dinge!“

„Du reisest also?“

„Ich reise.“

„Nach Paris?“

„Nach Paris.“

„Und wann?“

„Ei, sobald Sie wollen.“

„Am Besten wär's, so schnell als möglich.“

„Nun denn, ja!“

„Nun denn!“

„Heute Abend, wenn Sie wollen, Monseigneur.“

„Braver Bussy, lieber Bussy, Du willigest also wirklich ein.“

„Ob ich einwillige?“ entgegnete Bussy: „um Eurer Hoheit zu dienen, Sie wissen es wohl, Monseigneur, ginge ich in's Feuer. Es bleibt also dabei, ich reise heute Abend. Leben Sie hier lustig, und entlocken Sie der Königin-Mutter irgend eine gute Pfründe für mich.“

„Ich denke schon darauf, mein Freund.“

„Adieu also, Monseigneur.“

„Adieu, Bussy! ah! vergiß etwas nicht!“

„Was?“

„Nimm von meiner Mutter Abschied.“

„Ich werde diese Ehre haben.“

Wirklich machte Bussy rascher, freudiger, leichter als ein Student, für den die Glocke die Unterhaltungsstunde geschlagen hat, Katharinen seinen Besuch, und schickte sich an, alsogleich abzureisen, sobald er aus Meridor das Zeichen der Abreise erhalten würde. Das Zeichen ließ

bis zum andern Tage Morgens auf sich warten. Monsoreau hatte sich nach dieser empfundenen Gemüthsaufregung so schwach gefühlt, daß er das Bedürfniß der Ruhe in dieser Nacht selbst einsah. Aber gegen sieben Uhr kam der nämliche Stallwärter, der Saint-Luc's Brief gebracht hatte, und meldete Bussy, daß trotz den Thränen des alten Barons und den Einwendungen Remy's, der Graf in einer Sänfte nach Paris abgereiset sey, welche Diane, Remy und Gertraud zu Pferde geleiteten. Diese Sänfte wurde von acht Mann getragen, die von Meile zu Meile sich ablösen sollten.

Bussy hatte nur auf diese Nachricht gewartet; er schwang sich auf ein seit dem vorigen Abende gesatteltes Pferd, und schlug den nämlichen Weg ein.

Vierzehntes Kapitel.

In welcher Stimmung König Heinrich III war, als Herr von Saint-Luc wieder am Hofe erschien.

Seit Katharinens Abreise dachte der König, wie immer auch sein Vertrauen auf den Gesandten war, den er nach Anjou gesendet hatte, nur mehr darauf, sich gegen die Versuche seines Bruders zu rüsten. Er kannte aus Erfahrung den Geist seines Hauses; er wußte Alles, was ein Kronprätendent, nämlich ein neuer Mann, gegen den legitimen Besitzer, das heißt: gegen den langweiligen und überlästigen Mann, vermöge. Er unterhielt, oder vielmehr langweilte sich, wie Tiberius, mit

Chicot Proscriptionslisten zu entwerfen, in welche man in alphabetischer Ordnung alle jene eintrug, die sich nicht eifrig zeigten, die Partei des Königs zu nehmen. Diese Listen wurden täglich länger. Und bei dem S und L, sohin eher zweimal als einmal, schrieb der König täglich den Namen des Herrn von Saint=Luc ein. Zudem wurde der Zorn des Königs gegen den ehemaligen Günstling durch die Auslegungen des Hofes wohl geschürt, durch die tückischen Einflüsterungen der Höflinge, und durch die bitteren Beschuldigungen hinsichtlich der Flucht des Gemahles von Johanna von Cossé nach Anjou, eine Flucht, die seit jenem Tage zu einer Verrätherei wurde, an welchem der Herzog, gleichfalls entfliehend, seinen Weg nach jener Provinz genommen hatte. In der That, mußte nicht der nach Meridor fliehende Saint=Luc für den Fourier des Herrn Herzogs von Anjou gehalten werden, vorausgehend, um zu Angers die Quartiere für den Prinzen in Stand zu setzen? Inmitten dieser ganzen Unruhe, dieser ganzen Bewegung, dieses ganzen Gemüthszustandes, war Chicot, die Lieblinge ermuthigend, ihre Dolche und Raufdegen zu schleifen, um die Feinde Seiner Allerchristlichsten Majestät zu durchbohren, und in Stücke zu hauen, war Chicot, sagen wir, prächtig anzusehen.

Um so prächtiger anzusehen, da Chicot, während er immer die Rolle der Kutschenmücke zu spielen schien, in der Wirklichkeit eine viel ernstere Rolle spielte. Chicot brachte nach und nach, und so zu sagen Mann für Mann, eine Armee zum Dienste seines Königs auf die Beine. Plötzlich, eines Nachmittags, während der König

mit der Königin soupirte, deren Gesellschaft er bei jeder politischen Gefahr fleißiger aufsuchte, und den die Entfernung von Franz ganz natürlich zu ihr zurückgeführt hatte, trat Chicot mit ausgestreckten Armen und gespreitzten Beinen ein, wie Gliedermännchen, die man vermittelst eines Fadens viertheilt. „O weh!" sagte er.

„Was?" fragte der König.

„Herr von Saint=Luc" antwortete Chicot.

„Herr von Saint=Luc in Paris?" riefen Seine Majestät aus.

„Ja."

„Im Louvre?"

„Ja." Nach dieser dreifachen Bestätigung erhob sich der König von der Tafel, ganz roth und ganz zitternd. Es wäre schwer gewesen, zu sagen, welches Gefühl ihn beseelte. „Um Vergebung," sagte er zur Königin, seinen Knebelbart trocknend, und seine Serviette auf seinen Armstuhl werfend, „dieß sind Staatsangelegenheiten, welche die Frauen nicht angehen."

„Ja," erwiederte Chicot mit verstärkter Stimme, „es sind Staatsangelegenheiten."

Die Königin wollte von der Tafel aufstehen, um ihrem Gemahle das Gemach abzutreten.

„Nein, Madame," äußerte Heinrich, „bleiben Sie gefälligst, ich will in mein Cabinet gehen."

„O! Sire," versetzte die Königin mit jener zärtlichen Theilnahme, welche sie beständig für ihren undankbaren Gemahl fühlte, „erzürnen Sie sich nicht, ich bitte Sie."

„Gott wolle es," erwiederte der König, ohne die

spöttische Miene zu bemerken, mit welcher Chicot seinen Knebelbart drehte.

Heinrich eilte rasch zum Gemache hinaus; Chicot folgte ihm. So wie er einmal vor der Thüre war, fragte Heinrich mit bewegter Stimme: „Was will der Verräther hier thun?"

„Wer weiß?" antwortete Chicot.

„Ich bin überzeugt, daß er als Abgeordneter der Stände von Anjou kommt. Er kommt als Gesandter meines Bruders, denn dieß ist der Gang der Rebellionen; sie sind trübe und schlammige Wässer, aus denen die Empörer alle Arten von Vortheilen fischen, freilich schmutzige, aber doch nützliche, und die aus provisorischen und schwankenden nach und nach feste und unwandelbare werden. Dieser hat die Rebellion gewittert, und zu einem Geleitsbriefe benützt, um zu kommen und mich hier zu beschimpfen."

„Wer weiß?" sagte Chicot.

Der König schaute die lakonische Person an. „Es kann auch seyn," äußerte Heinrich, „immer durch die Gallerien mit ungleichem Schritte gehend, der seine Aufgeregtheit verrieth, „es kann auch seyn, daß er kommt, um von mir seine Güter zu reclamiren, deren Einkünfte ich zurückbehalte, was vielleicht ein wenig widerrechtlich ist, da er im Grunde kein qualificirtes Verbrechen begangen hat, he?"

„Wer weiß?" fuhr Chicot fort.

„Ah! sagte Heinrich, „Du wiederholest, wie ein Papagei, immer die nämliche Sache; mort de ma vie, Du machst mich zuletzt ungeduldig mit Deinem ewigen „wer weiß?"

„Ei, mordieu! hältst Du Dich wohl für unterhaltend mit Deinen ewigen Fragen?"

„Man antwortet wenigstens etwas."

„Und was soll ich denn antworten? Hältst Du mich etwa für das Fatum der Alten? Hältst Du mich für Jupiter, für Apollo oder für Manto? Ei, Du selbst machst mich ungeduldig mit Deinen dummen Voraussetzungen!"

„Herr Chicot . . ."

„Was weiter, Herr Heinrich?"

„Chicot, mein Freund, Du siehst meinen Schmerz, und fahrest mich an."

„Hab' ich keinen Schmerz, mordieu!"

„Jedermann verräth mich."

„Wer weiß? **ventre de biche**, wer weiß?"

Heinrich, in Vermuthungen sich verlierend, ging in sein Cabinet, wo, auf die seltsame Nachricht von Saint-Luc's Rückkehr, bereits alle Vertrauten des Louvre versammelt waren, unter denen, oder vielmehr an ihrer Spitze, Crillon glänzte, flammenden Auges, mit rother Nase und gesträubtem Knebelbarte, wie eine rauflustige Dogge. Saint-Luc stand da, inmitten aller dieser drohenden Gesichter; er fühlte, wie der Zorn in den Herzen der ihn Umstehenden glühte, und kümmerte sich durchaus nicht darum. Sonderbar! er hatte seine Frau mitgebracht, und ihr einen Platz auf einem Tabourete am Bettgeländer angewiesen. Er spazierte mit der Faust auf der Hüfte hin und her, und schaute die Neugierigen und die Insolenten mit dem nämlichen Blicke an, mit

dem sie ihn anschauten. Aus Rücksicht für die junge Frau hatten einige Seigneurs sich bei Seite gezogen, ungeachtet ihrer Lust, Saint-Luc mit dem Elbogen zu stoßen, und geschwiegen, ungeachtet ihres Wunsches, einige unangenehme Worte an ihn zu richten. In dieser Verlassenheit und Stille bewegte sich der Exgünstling.

Johanna, bescheiden in ihren Reisemantel gehüllt, wartete mit gesenkten Augen. Saint-Luc, stolz in seinen Mantel drapirt, wartete seinerseits in einer Haltung, welche die Ausforderung mehr zu begehren, als zu fürchten schien. Die Anwesenden endlich warteten, um zu erfahren, aus welchem Grunde Saint-Luc an diesen Hof zurückkehrte, an dem ihn Jeder, begierig, einen Theil seiner ehemaligen Gunst zu erhalten, sehr überflüßig fand. Kurz die Erwartung war, wie man sieht, bei Allen groß, als der König erschien.

Heinrich trat ein, ganz bewegt, ganz beschäftiget, selbst sich aufzureizen: dieses beständige Sichaußerathemsetzen bringt meistens das zu Stande, was man bei den Fürsten die Würde nennt. Er trat ein, von Chicot gefolgt, der jene ruhige und würdige Miene angenommen hatte, welche der König von Frankreich hätte annehmen sollen, und der die Haltung von Saint Luc betrachtete, womit Heinrich III. hätte beginnen sollen.

„Ah! mein Herr, Sie hier?" rief der König alsogleich aus, ohne auf jene zu achten, die ihn umgaben, und hierin dem Stiere in den spanischen Kampfplätzen ähnlich, dem die Tausende von Menschen nur ein wogender Nebel und der Regenbogen der Fahnen nur die rothe Farbe dünken.

„Ja, Sire,“ antwortete Saint-Luc einfach und bescheiden, mit Ehrfurcht sich verbeugend.

Diese Antwort befremdete so wenig das Ohr des Königs, diese Haltung voll Ruhe und Willfährigkeit theilte seinem verblendeten Geiste so wenig jene Gefühle von Vernunft und Sanftmuth mit, welche die Vereinigung der Ehrfurcht Anderer und der eigenen Würde erregen soll, daß der König ohne Pause fortfuhr: „Wahrhaftig, Ihre Anwesenheit im Louvre überrascht mich seltsam.“

Auf diesen rohen Angriff trat eine Todesstille in der Umgebung des Königs und dessen Günstlings ein. Dieß war jene Stille, die auf einem Kampfplatze zwei Gegner umkreiset, die eine Ehrensache zu bereinigen haben. Saint-Luc brach es zuerst. „Sire,“ erwiederte er mit seiner gewöhnlichen Eleganz, und ohne im mindesten von der königlichen Laune aus der Fassung gebracht zu scheinen, „ich bin nur davon überrascht, daß Eure Majestät, unter den Umständen, worin Sie sich befinden, mich nicht erwartet haben.“

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?“ entgegnete Heinrich mit einem völlig königlichen Stolze, und seinen Kopf wieder erhebend, der in wichtigen Fällen einen unvergleichlichen Ausdruck von Würde annahm.

„Sire,“ antwortete Saint-Luc, „Eurer Majestät droht eine Gefahr!“

„Eine Gefahr!“ riefen die Höflinge aus.

„Ja, meine Herren, eine große, wirkliche, ernste Gefahr, eine Gefahr, in welcher der König aller Derjenigen bedarf, vom Größten bis zum Kleinsten, die ihm ergeben

sind; und überzeugt, daß es in einer solchen Gefahr, wie jene, die ich bezeichne, keinen schwachen Beistand giebt, komme ich, um meinem Könige das Anerbieten meiner unterthänigsten Dienste zu Füssen zu legen."

„Ah! Ah!" sagte Chicot, „siehst Du, mein Sohn, daß ich Recht hatte, zu sagen: Wer weiß?"

Heinrich III. antwortete nicht sogleich; er schaute auf die Versammlung hin, die Versammlung war aufgeregt und beleidiget; aber Heinrich erkannte bald im Blicke der Anwesenden die Eifersucht, welche in der Tiefe der Herzen der Meisten nagte. Er schloß hieraus, daß Saint-Luc etwas gethan habe, dessen die Mehrheit der Versammlung unfähig wäre, nämlich etwas Gutes. Er wollte sich jedoch nicht so plötzlich ergeben. „Mein Herr" versetzte er, „Sie haben nur Ihre Pflicht gethan, denn Sie sind uns Ihre Dienste schuldig."

„Dem Könige sind alle seine Unterthanen ihre Dienste schuldig, ich weiß es, Sire," erwiederte Saint-Luc; „aber zu gegenwärtiger Zeit vergessen viele Leute, ihre Schulden zu bezahlen. Ich, Sire, komme, um die meinige zu bezahlen, glücklich, wenn Eure Majestät mich immer zu Ihren Schuldnern zu zählen geruhen mögen.

Heinrich, durch diese beharrliche Sanftheit und Demuth entwaffnet, that einen Schritt zu Saint-Luc. „Sie kommen also," fragte er, „ohne einen andern Beweggrund zurück, als den von Ihnen bezeichneten, ohne Mission, ohne Geleitsbrief?"

„Sire," antwortete Saint-Luc, an dem Tone, womit der König zu ihm sprach, erkennend, daß sein Gebieter weder Vorwurf noch Zorn mehr brüte, „ich komme nur

zurück, um zurückzukommen, und zwar mit verhängtem Zügel. Nun können Eure Majestät in einer Stunde mich in die Bastille werfen, in zwei Stunden mich erschießen lassen, aber ich werde meine Pflicht erfüllt haben. Sire, Anjou steht in Flammen, Touraine wird sich empören, Guyenne erhebt sich, um ihr die Hand zu reichen. Der Herr Herzog von Anjou bearbeitet den Osten und Süden Frankreichs."

„Und es wird ihm dabei gut geholfen, nicht wahr?" rief der König aus.

„Sire," antwortete Saint-Luc, der den Sinn der köl lichen Worte verstand, „weder Rathschläge noch Vorstellungen halten den Herzog auf, und Herr von Bussy wie fest er sich auch benehmen mag, kann Ihren Bruder nicht über den Schrecken beruhigen, den Eure Majestät ihm eiugeflößt haben."

„Ah! Ah!" sagte Heinrich, „der Rebell zittert also?" Und er lächelte in seinen Knebelbart.

„Gott'sblitz!" äußerte Chicot, sein Kinn streichelnd; „er ist ein gewandter Mann." Und den König mit dem Elbogen stoßend, sagte er: „Rücke doch, Heinrich, damit ich dem Herrn von Saint-Luc einen Händedruck geben kann."

Diese Bewegung ergriff den König. Er ließ Chicot dem Angekommenen sein Compliment machen; dann ging er langsam auf seinen alten Freund zu, legte seine Hand ihm auf die Schulter, und sagte zu ihm: „Seyen Sie willkommen, Saint-Luc!"

„Ah! Sire," rief Saint-Luc aus, die Hand des Königs küßend, „ich finde also endlich meinen vielgeliebten Herrn wieder!"

„Ja, aber ich," versetzte der König," finde meinen armen Saint-Luc nicht wieder oder wenigstens so abgemagert, daß ich Dich, wärest Du vor meinen Augen vorbeigegangen, nicht wieder erkannt hätte."

Bei diesen Worten ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen. „Sire," sagte diese Stimme, „es ist eine Folge des Kummers, Eurer Majestät mißfallen zu haben."

Obgleich diese Stimme sanft und eherbietig klang, bebte doch Heinrich. Diese Stimme war ihm so zuwider, wie Augustus das Krachen des Donners. „Frau von Saint-Luc," murmelte er. „Ah! es ist wahr; ich hatte vergessen."

Johanna warf sich ihm zu Füssen.

„Stehen Sie auf, Madame," sagte der König; „ich liebe Alles, was den Namen Saint-Luc trägt."

Johanna faßte die Hand des Königs, und brachte sie an ihre Lippen. Heinrich zog sie rasch zurück.

„Nun," sagte Chicot zur jungen Frau, „nun, bekehren Sie den König, ventre de biche! Sie sind hübsch genug dazu."

Aber Heinrich wendete Johanna den Rücken, und seinen Arm um den Hals von Saint-Luc schlingend, ging er mit ihm in seine Gemächer. „Ah!" sagte er zu ihm, „der Friede ist geschlossen, Saint-Luc?"

„Sagen Sie, Sire," antwortete der Höfling, „daß die Gnade bewilliget ist."

„Madame," sagte Chicot zur unentschlossenen Johanna, „Eine gute Frau darf ihren Manne nicht verlassen, . . . vorzüglich wenn ihr Mann in Gefahr ist." Und er schob Johanna dem Könige und Saint-Luc auf dem Fuße nach.

Fünfzehntes Kapitel.

Worin von zwei wichtigen Personen dieser Geschichte die Rede ist, welche der Leser seit einiger Zeit aus den Augen verloren hatte.

Es giebt in dieser Geschichte eine Person, es giebt sogar zwei Personen, über deren Thun und Treiben von uns Rechenschaft zu fordern der Leser berechtiget ist. Mit der Demuth eines antiken Vorredeverfassers, werden wir uns beeilen, jenen Fragen entgegen zu kommen, deren ganze Wichtigkeit wir begreifen. Es handelt sich zunächst um einen ungeheuern Mönch mit dichten Augenbrauen, rothen und fleischigen Lippen, quabbeligen Händen, breiten Schultern, dessen Hals täglich um alles das kleiner wird, um was die Brust und die Wangen zunehmen. Es handelt sich ferner um einen sehr großen Esel, dessen Seiten sich anmuthig runden und aufblasen.

Der Mönch strebt täglich, einem Faße mit zwei untergelegten kleinen Balken zu gleichen. Der Esel gleicht bereits einer von vier Bettpfosten gestützten Kinderwiege. Der Eine bewohnt eine Zelle des Klosters Sainte-Geneviève, worin alle Gnadenbezeugungen Gottes ihn besuchen. Der Andere bewohnt den Stall des nämlichen Klosters, worin er gleichfalls von einer immer vollen Raufe lebt. Der Eine antwortet auf den Namen Gorenflot. Der Andere sollte auf den Namen Panurge antworten. Beide genießen, wenigstens für den Augenblick, des günstigsten Geschickes, welches jemals ein Esel und ein Mönch geträumt haben. Die Mönche vom Orden der heiligen Genoveva tragen die aufmerksamste Sorge für ihren be-

rühmten Mitbruder, und gleich den Gottheiten vom dritten Range, welche Jupiter's Adler, Juno's Pfau, und die Tauben der Venus pflegten, mästen die dienstthuenden Brüder Panurge zu Ehren seines Herrn.

Die Küche der Abtei raucht beständig; der Wein aus den berühmtesten Weinbergen Burgunds, fließt in die weiträumigsten Gläser. Kommt ein Missionär an, der in die fernesten Länder zur Verbreitung des Glaubens gereiset ist; kommt ein geheimer Legat des Papstes an, Ablässe im Namen Seiner Heiligkeit mitbringend, so zeigt man ihm den Bruder Gorenflot, dieses doppelte Vorbild der predigenden und streitenden Kirche, der das Wort handhabt, wie der heilige Lucas, und das Schwert, wie der heilige Paulus; man zeigt ihm Gorenflot in seiner ganzen Glorie, das heißt: inmitten eines Festmahles; man hat einen Tisch für Gorenflot's heiligen Bauch bogenförmig ausgeschnitten, und man brüstet sich mit einem edlen Stolze, indem man dem heiligen Wanderer sehen läßt, daß Gorenflot die Ration der acht stärksten Appetite des Klosters ganz allein verschlingt. Und wenn der neue Ankömmling dieses Wunder andächtig betrachtet hat, sagt der Prior, die Hände faltend, und die Augen zum Himmel aufschlagend: „Welche bewunderungswürdige Natur! Der Bruder Gorenflot liebt die Tafel, und cultivirt die Künste; Sie sehen, wie er ißt! Ah! wenn Sie die Predigt gehört hätten, die er in einer gewissen Nacht hielt, eine Predigt, worin er das Anerbieten machte, sich dem Triumphe des Glaubens zu opfern! Das ist ein Mund, welcher spricht, wie jener des heiligen Johannes Chrysostomus, und verschlingt, wie jener von Gargantua.“

Bisweilen jedoch, inmitten aller dieser Herrlichkeiten, steigt eine Wolke auf Gorenflot's Stirne empor; die Hühner von Mans duften vergebens vor seinen weiten Nüstern, die kleinen Austern von Flandern, von denen er ein Tausend spielend verschluckt, blähen sich vergebens in ihrer klaffenden Muschel; die verschiedenförmigen, obwohl entpfropften Flaschen, bleiben unberührt; Gorenflot ist traurig, Gorenflot hat keinen Hunger, Gorenflot sinnt nach. Dann heißt es, daß der würdige Mönch in der Ecstase ist, wie der heilige Franz, oder in Ohnmacht, wie die heilige Therese, und die Bewunderung verdoppelt sich. Er ist kein Mönch mehr, er ist ein Heiliger; er ist kein Heiliger mehr, er ist ein Halbgott; Einige gehen sogar so weit, zu sagen, daß er ein vollständiger Gott ist. „St!" murmelte man, „stören wir das Nachsinnen des Bruders Gorenflot nicht!"

Und man tritt ehrerbietig bei Seite. Der Prior allein erwartet den Augenblick, da Bruder Gorenflot irgend ein Lebenszeichen von sich giebt, nähert sich dem Mönche, faßt ihn leutselig bei der Hand, und fragt ihn mit Ehrfurcht. Gorenflot hebt den Kopf auf, und schaut den Prior mit verstörten Augen an. Er kommt aus einer andern Welt.

„Was thaten Sie, mein würdiger Bruder?" fragt der Prior.

„Ich?" erwiederte Gorenflot.

„Ja, Sie, Sie thaten etwas."

„Ja, mein Pater, ich setzte eine Predigt zusammen."

„Von der Art derjenigen, welche Sie uns in der Nacht der heiligen Ligue so muthig gehalten haben?"

Jedesmal, so oft man mit Gorenflot von jener Predigt spricht, beklagt er seine Schwachheit.

„Ja,“ antwortet er mit einem Seufzer, „von der nämlichen Art. „Ah! welch' ein Unglück, daß ich sie nicht geschrieben habe!“

„Bedarf ein Mann wie Sie des Schreibens, mein lieber Bruder? Nein, er spricht aus Eingebung, er öffnet den Mund, und da das Wort Gottes in ihm ist, fließt das Wort Gottes von seinen Lippen.“

„Glauben Sie?“ fragt Gorenflot.

„Glücklich derjenige, welcher zweifelt,“ antwortet der Prior.

Wirklich denkt Gorenflot, der die Nothwendigkeit der Lage begreift, und durch Vorausgegangenes verpflichtet ist, bisweilen über eine Predigt nach. Weg mit Marcus Tullius, mit Cäsar, mit dem heiligen Gregor, mit dem heiligen Augustin, mit dem heiligen Hieronymus und mit Tertullian, die Wiederherstellung der heiligen Beredsamkeit wird bei Gorenflot beginnen. **Rerum novus ordo nascitur.** *)

Von Zeit zu Zeit, am Ende seines Mahles, oder inmitten seiner Ecstasen, steht Gorenflot auf, und geht, wie wenn ein unsichtbarer Arm ihn schöbe, gerade in den Stall; dort angekommen, schaut er mit Liebe Panurge an, der vor Vergnügen wiehert; dann legt er seine Hand auf die Haarfülle, worin seine dicken Finger völlig verschwinden. Dieß ist dann mehr als Vergnügen, dieß ist Glück; Panurges begnügt sich nicht mehr, zu wiehern, er wälzt sich. Der Prior und drei bis vier Würdeträger

*) „Eine neue Ordnung der Dinge entsteht.“ D. Ü.

des Klosters begleiten ihn gewöhnlich bei diesen Ausflügen, und bethätigen gegen Panurge tausend Plattheiten; der Eine reicht ihm Kuchen, der Andere Biscuit, ein Dritter Makronen, wie ehedem jene, welche Pluto sich günstig machen wollten, dem Cerberus Honigkuchen reichten.

Panurge überläßt sich seinem Hange; er hat den anbequemenden Character; zudem findet er, der in keine Ecstasen geräth, über keine Predigt nachzudenken braucht, keinen andern Ruf zu bewahren hat, als seinen Ruf des Starrsinnes, der Faulheit und der Unenthaltsamkeit, daß ihm nichts zu wünschen übrig bleibt, und daß er der glücklichste Esel ist. Der Prior schaut ihn mit zärtlicher Empfindung an. „Einfach und sanft,“ sagte er, „dieß ist die Tugend der Starken.“

Gorenflot hatte gelernt, daß man im Lateinischen **ita** spreche, um Ja auszudrücken; dieß dient ihm vortrefflich, und er antwortet auf Alles, was man zu ihm sagt, **ita** mit einer Albernheit, die ihre Wirkung nie verfehlt. Durch diese beständige Zustimmung ermuthiget, sagt der Prior bisweilen zu ihm: „Sie arbeiten zu viel, mein lieber Bruder, dieß erregt Ihnen Herzenstraurigkeit.“

Und Gorenflot antwortet dem Messire Joseph Foulon, wie Chicot manchmal Seiner Majestät Heinrich **III.** antwortet: „Wer weiß?“

„Vielleicht sind unsere Mahlzeiten ein wenig plump,“ fügt der Prior bei; „wünschen Sie, daß man den Bruder Koch wechsle? Sie wissen es, lieber Bruder: **Quaedam saturationes minus succedunt.**“*)

*) „Gewisse Sättigungen erfolgen schwieriger.“ D. Ü.

„Ita," antwortet Gorenflot ewig, die Zärtlichkeit für seinen Esel verdoppelnd.

„Sie liebkosen sehr Ihrem Panurge, mein Bruder," bemerkt der Prior; „sollte die Reiselust Sie wieder befallen?"

„O!" antwortete dann Gorenflot seufzend.

Die Ursache hievon ist, daß die Erinnerung Gorenflot quält, Gorenflot, der anfangs seine Verbannung aus dem Kloster für ein unermeßliches Unglück gehalten, hat in der Verbannung unendliche und unbekannte Freuden entdeckt, deren Quelle die Freiheit ist; die Freiheit mit Chicot, dem lustigen Gefährten, mit Chicot, den er liebt, ohne eben genau zu wissen, warum; vielleicht weil er ihn von Zeit zu Zeit schlägt.

„Ach!" sagt schüchtern ein Mönch, der dem Spiele der Physiognomie des Mönches gefolgt ist, „ich glaube, daß Sie Recht haben, würdiger Prior, und daß der Aufenthalt im Kloster dem hochwürdigen Pater beschwerlich fällt."

„Dieß gerade nicht," versetzt Gorenflot; „aber ich fühle, daß ich für ein Kampfleben geboren bin, für die Politik der Kreuzstraße, für die Predigt des Ecksteines."

Und indem Gorenflot diese Worte spricht, beseelen sich seine Augen; er denkt an Chicot's Pfannkuchen, an den Wein von Anjou des Meisters Claude Bonhommet, an den niedrigen Saal im Gasthofe zum Fruchthorne. Seit dem Abende der Ligue, oder vielmehr seit dem Morgen des andern Tages, da er in sein Kloster zurückkehrte, hat man ihn nicht ausgehen lassen; seitdem der König sich zum Chef der Union gemacht hat, haben die Liguisten

ihre Vorsicht verdoppelt. Gorenflot ist so simpel, daß er nicht einmal daran gedacht hat, seine Stellung zu benützen, um sich die Pforten öffnen zu lassen. Man hat zu ihm gesagt: „Bruder, es ist verboten, auszugehen,“ und er ist nicht ausgegangen. Man vermuthete diese innere Flamme nicht, welche ihm die Glückseligkeit des Klosters lästig machte. Als daher der Prior sah, daß seine Traurigkeit von Tag zu Tag zunahm, sagte er eines Morgens zu ihm: „Liebster Bruder, Niemand soll seinen Beruf bekämpfen; der Ihrige ist: für Christus zu streiten; gehen Sie also, erfüllen Sie die Mission, welche der Herr Ihnen anvertraut hat, nur wachen Sie wohl über Ihr kostbares Leben, und kommen Sie zum großen Tage zurück.“

„Zu welchem großen Tage?“ fragt Gorenflot, in seine Freude versenkt.

„Zum Frohnleichnamsfeste.“

„Ita!“ erwiederte der Mönch mit einer Miene tiefer Intelligenz; „doch,“ fügte Gorentflot bei, „damit ich aber auf eine christliche Weise durch Almosen mich begeistere, geben Sie mir einiges Geld.“

Der Prior beeilte sich, eine weiträumige Börse zu holen, die er Gorenflot öffnete. Gorenflot tauchte seine breite Hand hinein.

„Sie werden sehen, was ich in das Kloster zurückbringen werde,“ sagte er, indem er das so eben der Börse des Priors Entlehnte in die weite Tasche seiner Kutte steckte.

„Sie haben Ihren Text, nicht wahr, liebster Bruder?“ fragte Joseph Foulon.

„Ja, gewiß.“

„Vertrauen Sie ihn mir an.“

„Gerne; aber Ihnen allein.“

Der Prior näherte sich Gorenflot, und lauschte mit gespanntem Ohre.

„Hören Sie.“

„Ich höre.“

„Der Flegel, welcher das Korn schlägt, schlägt sich selbst,“ sagte Gorenflot.

„O! prächtig! o! herrlich!“ rief der Prior aus. Und die Anwesenden theilten vertrauend die Begeisterung von Messire Joseph Foulon, und wiederholten nach ihm: „Prächtig! Herrlich!“

„Und bin ich nun frei?“ fragte Gorenflot demüthig.

„Ja, mein Sohn,“ rief der hochwürdige Abt aus, „gehen Sie, und wandeln Sie auf dem Wege des Herrn.“

Gorenflot ließ Panurge satteln, setzte sich auf ihn mit Hülfe von zwei kräftigen Mönchen, und verließ gegen sieben Uhr Abends das Kloster. Es war der nämliche Tag, an welchem Saint-Luc von Meridor angekommen war. Die aus Anjou eingetroffenen Nachrichten hielten Paris in Bewegung. Gorenflot, nachdem er die Straße Saint-Estienne eingeschlagen, hatte sich rechts gewendet, und die Jakobiner *) umgangen, als Panurge plötzlich zusammenfuhr: eine unsichtbare Hand lag schwer auf dem Rücken desselben.

---

*) Mönche, die nach den Regeln des heiligen Dominicus leben.

D. Ueb.

„Wer da?“ rief Gorenflot erschrocken aus.

„Gut Freund,“ versetzte eine Stimme, welche Gorenflot zu kennen glaubte.

Gorenflot hatte gute Lust, sich umzukehren; allein gleich den Seeleuten, welche so oft sie sich einschiffen, ihren Fuß wieder an das Schwanken des Schiffes gewöhnen müssen, brauchte auch Gorenflot, so oft er wieder seinen Esel bestieg, einige Zeit, um seinen Gleichgewichtspunkt wieder zu finden. „Was verlangen Sie?“ fragte er.

„Möchten Sie mir, mein verehrungswürdiger Bruder,“ erwiederte die Stimme, „den Weg nach dem Fruchthorne zeigen?“

„Mordieu!“ rief Gorenflot in höchster Freude aus, „es ist Herr Chicot in Person.“

„Eben wollte ich Sie im Kloster holen, mein lieber theurer Bruder,“ versetzte der Gascognier, „als ich Sie davon herauskommen sah; ich bin Ihnen eine Zeitlang gefolgt, aus Furcht, mich zu compromittiren, indem ich mit Ihnen spreche; aber jetzt, da wir allein sind, sag' ich: hier bin ich. Guten Tag, Mönch. **Ventre de biche**! ich finde Sie abgemagert.“

„Und Sie, Herr Chicot, finde ich fett geworden, auf meine Ehre.“

„Ich glaube, daß wir Beide uns schmeicheln.“

„Doch was haben Sie denn, Herr Chicot?“ fragte der Mönch; „Sie scheinen sehr beladen.“

„Es ist ein Dammhirschviertel, das ich Seiner Majestät gestohlen habe,“ antwortete der Gascognier; „wir werden Rostbraten daraus machen.

„Und unter dem andern Arme, lieber Herr Chicot?" rief der Mönch aus.

„Es ist eine Flasche Cypernwein, von einem Könige an meinen König gesendet."

„Lassen Sie sehen!" sagte Gorenflot.

„Es ist mein Leibwein, ich trinke ihn sehr gerne," versetzte Chicot, indem er seinen Mantel auseinander that, „und Du, Bruder Mönch?"

„O! o!" rief Gorenflot bei dem Anblicke des doppelten Fundes aus, und auf seinem Thiere so stark sich erlustigend, daß Panurge unter ihm sich bog, „o! o!" In seiner Freude hob der Mönch die Arme zum Himmel empor, und sang mit einer Stimme, die rechts und links die Häuserfenster klirren machte, während Panurge ihm wiehernd accompagnirte:

„Die Musik in Tönen klingt,
Die dem Ohr bloß schmeicheln müssen;
Blumen senden, Wohlduft, süssen,
Doch der Duft nicht Nahrung bringt.
Kosend, wenn auch unberühret,
Ist der Himmel anzuschauen;
Doch dem Wein', zum Mund geführet,
Den man fühlet und berühret,
Trinket, schenk' ich mehr Vertrauen,
Als Musik, Duft, Himmelsauen."

Dieß war das erstemal seit beinahe einem Monate, daß Gorenflot sang.

Sechszehntes Kapitel.

Worin erzählt wird, wie der Gemahl in der Sänfte liegt, und die Gemahlin in Bussy's Armen.

Lassen wir die beiden Freunde in das Gasthaus zum Fruchthorne treten, in welches Chicot, wie man sich erinnert, ihn nur immer aus Absichten führte, deren Wichtigkeit zu vermuthen dieser weit entfernt war, und kehren wir zu Herrn von Monsoreau zurück, der in der Sänfte auf dem Wege von Meridor nach Paris sich befindet, und zu Bussy, welcher von Angers mit dem Vorhaben abgereiset ist, den nämlichen Weg einzuschlagen. Nicht nur ist es für einen gutberittenen Reiter nicht schwierig, Personen einzuholen, die zu Fuße gehen, sondern er läuft auch Gefahr, ihnen zuvorzukommen. Dieß begegnete Bussy.

Man war am Ende des Monates Mai, und die Hitze groß, vorzüglich gegen Mittag. Daher befahl Herr von Monsoreau, in einem kleinen, auf seinem Wege befindlichen Walde Halt zu machen, und da er wünschte, seine Abreise möchte dem Herrn Herzoge von Anjou so spät als möglich bekannt werden, trug er Sorge, daß alle Personen seines Gefolges mit ihm in das Dunkel des Gehölzes traten, um die ärgste Sonnenhitze vorübergehen zu lassen; ein Pferd war mit Mundvorräthen beladen, man konnte also eine Erfrischung zu sich nehmen, ohne sich deßhalb an Jemand zu wenden. Während dieser Zeit ritt Bussy vorüber.

Aber Bussy, wie man sich wohl denken kann, ritt nicht auf der Straße fort, ohne sich zu erkundigen, ob

man nicht Pferde, Reiter, und eine von zwei Bauern getragene Sänfte gesehen habe. Bis zum Dorfe Durtal hatte er die bestimmtesten und befriedigendsten Aufschlüsse erhalten, daher in der Ueberzeugung, daß Diane ihm voraus sey, sein Pferd im Schritte gehen lassen, auf dem Gipfel einer jeden Anhöhe in seinen Steigbügeln sich erhöhend, um von weitem den kleinen Trupp zu erblicken, zu dessen Verfolgung er sich auf den Weg gemacht. Doch wider seine Erwartung fehlten ihm plötzlich die Aufschlüsse: die Reisenden, welche sich kreuzten, waren Niemanden begegnet, und bei den ersten Häusern von La Fleche angekommen, gewann er die Gewißheit, daß er, anstatt zurück zu seyn, voraus sey, und vorangehe anstatt nachzufolgen. Dann erinnerte er sich an den kleinen Wald, den er auf seinem Wege gefunden, und erklärte sich das Wiehern seines Pferdes, das in dem Momente, da er hineinritt, mit seinen dampfenden Nüstern die Luft gefragt hatte. Sein Entschluß war alsogleich gefaßt; er hielt bei der schlechtesten Schenke an der Straße an, und legte sich, nach gewonnener Ueberzeugung, daß seinem Pferde nichts mangeln würde, weniger um sich selbst, als um sein Pferd sich bekümmernd, auf dessen Kraft sich zu verlassen er nöthig haben konnte, an ein Fenster, und trug Sorge, hinter einem Leinwandfetzen sich zu verbergen, der zum Vorhange diente.

Was Bussy vorzüglich zur Wahl dieser Art von Spelunke bestimmt hatte, war, daß sie dem besten Gasthofe der Stadt gegenüberlag, und daß er nicht zweifelte, Monsoreau werde in diesem Gasthofe Halt machen. Bussy hatte richtig gerathen; gegen vier Uhr Nachmit-

tags sah er einen Kurier erscheinen, der am Thore dieses Gasthofes hielt.

Eine halbe Stunde nachher kam der Zug. Die Hauptpersonen, aus denen er bestand, waren: der Graf, die Gräfin, Remy und Gertraud. Zu den secundären Personen gehörten acht Träger, die sich von fünf zu fünf Meilen ablöseten. Der Kurier hatte den Auftrag, die Bauernrelais in Bereitschaft zu bringen. Nun aber, da Monsoreau zu eifersüchtig war, um nicht großmüthig zu seyn, erlitt diese Art zu reisen, wie ungebräuchlich sie auch schien, weder Anstand noch Verzögerung.

Die Hauptpersonen traten nacheinander in den Gasthof; Diane war die Letzte, und es dünkte Bussy, daß sie besorgt um sich schaute. Seine erste Bewegung war, sich zu zeigen, aber er besaß den Muth, sich zu bezwingen, eine Unvorsichtigkeit konnte sie Beide in's Verderben stürzen. Die Nacht kam; Bussy hoffte, daß Remy während der Nacht herauskommen, oder Diane in irgend einem Fenster erscheinen würde; er hüllte sich in seinen Mantel, und stellte sich auf der Strasse auf die Lauer. Er wartete so bis neun Uhr Abends; um neun Uhr Abends trat der Kurier heraus. Fünf Minuten nachher näherten sich acht Männer dem Thore: vier gingen in den Gasthof.

„O!" sagte Bussy bei sich, „sollten sie bei Nacht reisen? Dieß wäre ein vortrefflicher Gedanke des Herrn von Monsoreau."

Wirklich unterstützte Alles diese Wahrscheinlichkeit; die Nacht war mild, der Himmel ganz mit Sternen be-

säet; einer von jenen Abendwinden, welche der Athem der verjüngten Erde zu seyn schienen, wehte kosend und süßduftend durch die Luft. Die Sänfte kam zuerst heraus. Dann folgten Diane, Remy und Gertraud zu Pferd. Diane schaute wieder aufmerksam um sich; aber als sie schaute, rief ihr der Graf, und sie mußte zu seiner Sänfte zurückkehren. Die vier Relaismänner zündeten Fackeln an, und gingen zu beiden Seiten der Strasse.

„Gut," sagte Bussy, „hätte ich selbst die Details dieses Zuges commandirt, so würde ich es nicht besser gemacht haben." Und er ging in seine Schenke zurück, sattelte sein Pferd, und begann dem Zuge zu folgen.

Dießmal konnte er sich hinsichtlich des Weges nicht täuschen, oder die Reisenden aus dem Gesichte verlieren; die Fackeln bezeichneten deutlich den Weg, den sie nahmen. Monsoreau ließ Diane keinen Augenblick von seiner Seite. Er plauderte, oder vielmehr zankte mit ihr. Jener Besuch im Treibhause gab Stoff zu unerschöpflichen Auslegungen, und zu einer Menge boshafter Fragen. Remy und Gertraud schmollten, oder, besser gesagt, Remy sann nach, und Gertraud schmollte mit Remy. Die Ursache dieses Schmollens war leicht zu erklären. Remy sah die Nothwendigkeit nicht mehr ein, in Gertraud verliebt zu seyn, seitdem Diane in Bussy verliebt war. Der Zug bewegte sich also dahin, wobei die Einen stritten, die Andern schmollten, als Bussy, — der dem Geschwader ausser Gesichtsweite folgte, — um Remy von seiner Gegenwart in Kenntniß zu setzen, einen Pfiff mit einem silbernen Pfeifchen that, mit dem er seinen Dienern im

Hôtel der Strasse Grenelle Saint-Honoré zu rufen pflegte. Der Klang davon war scharf und schrillend. Dieser Klang erscholl von dem einen Ende des Hauses bis zum andern, und machte, daß Menschen und Thiere herbeieilten. Wir sagen Thiere und Menschen, weil Bussy, wie alle starken Männer, ein Vergnügen daran fand, seine Fanghunde, unbändige Pferde und wilde Falken abzurichten. Nun aber zitterten bei dem Klange dieses Pfeifchens die Hunde in ihren Hütten, die Pferde in ihren Ställen, die Falken auf ihren Käfigstangen. Remy erkannte ihn auf der Stelle. Diane fuhr zusammen, und schaute den jungen Mann an, der ein bestätigendes Zeichen machte. Dann begab er sich zu ihrer Linken, und sagte ganz leise zu ihr: „Er ist's."

„Wer ist da?" fragte Monsoreau, „und wer spricht mit Ihnen, Madame?"

„Mit mir? Niemand, mein Herr."

„Allerdings; ein Schatten glitt zu Ihnen hin, und ich hörte eine Stimme."

„Diese Stimme ist jene des Herrn Remy," versetzte Diane; „sind Sie auch auf Herrn Remy eifersüchtig?"

„Nein, aber ich höre gerne ganz laut sprechen, dieß zerstreut mich."

„Es giebt jedoch Dinge, welche man in Gegenwart des Herrn Grafen nicht sagen kann," bemerkte Gertraud, die ihrer Gebieterin zu Hülfe kam.

„Warum?"

„Aus zwei Gründen."

„Aus welchen?"

„Der erste ist, weil man Dinge sagen kann, welche

den Herrn Grafen nicht interessiren, oder Dinge, die ihn allzusehr interessiren."

„Und von welcher Art waren die Dinge, welche Herr Remy so eben der Madame gesagt hat?"

„Von der Art derjenigen, welche Sie, mein Herr, allzusehr interessiren."

„Was sagte Remy zu Ihnen, Madame? Ich will es wissen."

„Ich sagte, Herr Graf, daß Sie, wenn Sie sich so abmühen, todt seyn werden, bevor Sie den dritten Theil des Weges zurückgelegt haben."

Bei den düstern Strahlen der Fackeln konnte man das Gesicht von Monsoreau so blaß werden sehen, wie jenes einer Leiche. Diane schwieg mich pochendem Herzen und nachsinnend.

„Er harret Ihrer hinter uns," sagte Remy mit kaum vernehmbarer Stimme zu Dianen; „mäßigen Sie ein wenig den Gang Ihres Pferdes, er wird Sie einholen."

Remy hatte so leise gesprochen, daß Monsoreau nur ein Murmeln hörte; er machte eine Anstrengung, kehrte den Kopf zurück, und sah Diane, die ihm folgte.

„Noch eine solche Bewegung, Herr Graf," äußerte Remy, „und ich stehe nicht für den Blutsturz gut."

Seit einiger Zeit war Diane muthig geworden. Mit ihrer Liebe war die Kühnheit entstanden, welche jede wirklich verliebte Frau gewöhnlich über alle vernünftigen Schranken hinaus treibt; sie wendete das Pferd um, und wartete. In demselben Augenblicke stieg Remy vom Pferde, ließ den Zügel von Gertraud halten, und trat zur Sänfte, um den Kranken zu beschäftigen.

„Wollen wir an den Puls fühlen," sagte er, „ich wette, daß wir das Fieber haben."

Fünf Sekunden nachher war Bussy an Dianens Seite. Die beiden jungen Leute brauchten nicht mehr miteinander zu sprechen, um sich zu verstehen; sie hielten sich einige Augenblicke zärtlich umfaßt.

„Du siehst," sagte Bussy, zuerst das Schweigen brechend, „Du reisest, und ich folge Dir."

„O! wie schön werden meine Tage seyn, Bussy, wie süß meine Nächte, wenn ich Dich immer so bei mir weiß!"

„Aber bei Tag wird er uns sehen."

„Nein, Du wirst uns von weitem folgen, und nur ich werde Dich sehen, mein Ludwig. An den Wendungen der Strassen, auf dem Gipfel der Anhöhen, werden die Federn Deines Hutes, die Stickerei Deines Mantels, Dein wehendes Taschentuch, Alles, in Deinem Namen sprechen, Alles wird mir sagen, daß Du mich liebst. Wenn ich nur im Momente des scheidenden Tages, da der blaue Nebel auf die Gefilde herunterwallet, Dein süßes Fantom, den Abendkuß mir sendend, sich neigen sehe, werde ich glücklich seyn, recht glücklich!"

„Sprich, sprich immer, meine vielgeliebte Diane, Du selbst kennst nicht die Fülle der Harmonie in Deiner süßen Stimme."

„Und werden wir bei Nacht reisen, was oft geschehen wird, denn Remy hat ihm gesagt, daß die Abendkühle für seine Wunde gut sey, wenn wir bei Nacht reisen, dann werde ich, wie an diesem Abende, bisweilen zurückbleiben, bisweilen Dich in meine Arme schließen, und Dir durch einen raschen Händedruck Alles sagen

können, was ich im Laufe des Tages von Dir gedacht habe."

„O! wie lieb' ich Dich, wie lieb' ich Dich!" murmelte Bussy.

„Siehst Du," versetzte Diane, „ich glaube, unsere Seelen sind enge genug verbunden, daß wir, selbst durch den Raum getrennt, selbst ohne miteinander zu sprechen, ohne uns zu sehen, durch den Gedanken glücklich seyn können."

„O, ja! aber Dich sehen, Dich in meine Arme schließen, o! Diane! Diane!"

Und die beiden Pferde berührten sich, und scherzten, ihre versilberten Zügel schüttelnd, und die beiden Liebenden umschlangen sich, und vergaßen die Welt. Plötzlich ertönte eine Stimme, die sie Beide durchschauderte, Diane mit Furcht, Bussy mit Zorn.

„Madame Diane," rief diese Stimme, „wo sind Sie? Madame Diane, antworten Sie!"

Dieser Ruf schrillte wie eine Geisterbeschwörung durch die Luft. „O! er ist's, er ist's! Ich hatte ihn vergessen," murmelte Diane. „Er ist's! Ich träumte! O süßer Traum! Gräßliches Erwachen!"

„Höre!" rief Bussy aus, „höre, Diane, wir sind jetzt beisammen. Sprich ein Wort, und nichts kann Dich mir mehr rauben. Diane, laß uns fliehen. Was hindert uns, zu fliehen? Sieh! vor uns das Weite, das Glück, die Freiheit! Ein Wort, und wir ziehen von dannen! Ein Wort, und, verloren für ihn, gehörst Du ewig mein!" Und der junge Mann hielt sie sanft zurück.

„Und mein Vater?“ fragte Diane.

„Wenn der Baron erfahren wird, daß ich Dich liebe?“ murmelte er.

„O!“ sagte Diane. „Ein Vater! Was sprichst Du da?“

Dieses einzige Wort brachte Bussy wieder zur Besinnung. „Nichts durch Gewalt, liebe Diane,“ versetzte er; „gebiete, und ich werde gehorchen.“

„Höre,“ erwiederte Diane, die Hand ausstreckend, „unser Geschick ist hier; laß uns stärker seyn, als der Dämon, der uns verfolgt; fürchte nichts, und Du wirst sehen, ob ich zu lieben weiß.“

„Wir müssen uns also trennen, mein Gott!“ murmelte Bussy.

„Gräfin, Gräfin!“ rief die Stimme. „Antworten Sie, oder ich springe von dieser höllischen Sänfte herab, wär's auch mein Tod!“

„Adieu,“ sagte Diane, „adieu; er thäte, was er sagt, und brächte sich um.“

„Du bedauerst ihn?“

„Eifersüchtiger,“ antwortete Diane mit einem liebenswürdigen Ausdrucke und einem entzückenden Lächeln. — Und Bussy ließ sie ziehen.

In zwei Sätzen war Diane zur Sänfte zurückgekommen; sie fand den Grafen halb ohnmächtig. „Haltet!“ murmelte der Graf, „haltet!“

„Morbleu!“ sagte Remy, „haltet nicht! Er ist verrückt; wenn er sich tödten will, so tödte er sich.“

Und die Sänfte ging immer fort.

„Aber wem rufen Sie denn?" fragte Gertraud. — „Madame ist da, an meiner Seite. Kommen Sie, Madame, und antworten Sie ihm; ganz gewiß ist der Herr Graf im Delirium."

Ohne ein Wort zu sprechen, ritt Diane in den von den Fackeln gebildeten Lichtkreis.

„Ah!" fragte Monsoreau erschöpft, „wo waren Sie denn?"

„Wo soll ich gewesen seyn, mein Herr, wenn nicht hinter Ihnen?"

„An meine Seite, Madame, an meine Seite; verlassen Sie mich nicht."

Diane hatte keinen Grund mehr, zurück zu bleiben; sie wußte, daß Bussy ihr folgte. Wäre die Nacht von einem Strahle des Mondes erhellt gewesen, so hätte sie ihn sehen können. Man machte Halt. Monsoreau ruhte einige Stunden aus, und wollte fortreisen. Es drängte ihn, nicht in Paris anzukommen, sondern von Angers sich zu entfernen. Bisweilen erneuerte sich die von uns so eben erzählte Scene. Remy sagte ganz leise: „Möge er vor Wuth ersticken, und die Ehre des Arztes wird gerettet seyn."

Aber Monsoreau starb nicht; im Gegentheile, nach Verlauf von zehn Tagen war er in Paris angekommen, und es ging wirklich besser. Gewiß war Remy ein sehr geschickter Mann, geschickter, als er es selbst gewollt hatte.

Während der zehn Tage der Dauer der Reise hatte Diane durch große Zärtlichkeit Bussy's ganzen Trotz gebrochen. Sie hatte ihn aufgefordert, Monsoreau zu besuchen, und die Freundschaft auszubeuten, die er ihm

bezeigte. Der Vorwand des Besuches war ganz einfach: Die Gesundheit des Grafen. Remy pflegte den Gemahl, und überbrachte der Gemahlin die Briefchen. „Aeskulap und Merkur,“ sagte er; „ich bin Beides zugleich.“

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der Gesandte des Herrn Herzogs von Anjou in Paris ankam, und von der ihm gewordenen Aufnahme.

Inzwischen sah man weder Katharine noch den Herzog von Anjou im Louvre erscheinen, und die Nachricht von einer Mißhelligkeit zwischen den beiden Brüdern gewann von Tag zu Tag immer mehr Bestand und Wichtigkeit. Der König hatte von seiner Mutter keine Botschaft erhalten, und anstatt nach dem Sprichworte daraus zu schließen: „Keine Nachrichten, gute Nachrichten,“ sagte er bei sich vielmehr, den Kopf schüttelnd: „Keine Nachrichten, schlechte Nachrichten!“

Die Lieblinge fügten bei: „Franz, schlecht berathen, wird seine Mutter zurückgehalten haben.“

Franz, schlecht berathen. Wirklich beschränkte sich hierauf die ganze Politik dieser sonderbaren Regierung, und der drei vorhergegangenen Regierungen. — Schlecht berathen war Karl **IX.** gewesen, als er die Sanct-Bartholomäusnacht, wo nicht befohlen, mindestens ermächtiget hatte. Schlecht berathen war Franz **II.** gewesen, als er die Niedermetzelung von Amboise gebot.

Schlecht berathen war Heinrich II. gewesen, der Vater von dieser ganzen verderbten Race, als er so viele Ketzer und Verschwörer verbrennen ließ, bevor er von Montgommery getödtet wurde, der selbst schlecht berathen gewesen war, sagte man, als das Holz seiner Lanze, sagte man, so unglücklicherweise in den Helmsturz seines Königes drang. Man wagt es nicht, zu einem Könige zu sagen: „Ihr Bruder hat böses Blut in seinen Adern; er sucht, wie dieß in Ihrer Familie gebräuchlich ist, Sie zu entthronen, Sie zum Mönche zu scheeren, Sie zu vergiften; er will Ihnen anthun, was Sie Ihrem ältesten Bruder angethan haben, was Ihr ältester Bruder dem seinigen angethan, was Ihre Mutter Sie Alle einander anzuthun gelehrt hat."

Nein, ein König, vorzüglich aus jener Zeit, ein König des sechszehnten Jahrhunderts, hätte diese Bemerkungen für Beschimpfungen gehalten; denn ein König war damals ein Mensch, und nur die Civilisation hat aus ihm ein fac simile von Gott machen können, wie Ludwig XIV., oder eine nicht verantwortliche Mythe, wie ein constitutioneller König. Die Lieblinge sagten also zu Heinrich III.: „Sire, Ihr Bruder ist schlecht berathen."

Und da eine einzige Person die Macht und zugleich den Geist hatte, Franz zu berathen, so erhob sich das Ungewitter gegen Bussy täglich wüthender, und dem Ausbruche näher. Man beschäftigte sich, in den öffentlichen Rathsversammlungen, Einschüchterungsmittel zu finden, und in den geheimen Rathsversammlungen Vertilgungsmittel zu suchen, als die Nachricht kam, daß Monseigneur, der Herzog von Anjou, einen Gesandten sendete. Wie

kam diese Nachricht? Durch wen kam sie? Wer brachte sie? Wer verbreitete sie? Es wäre eben so leicht, zu sagen, wie die Windwirbel in der Luft entstehen, die Staubwirbel auf dem Felde, die Gerüchtwirbel in den Städten. Es giebt einen Dämon, der gewissen Nachrichten Flügel verleiht, und sie wie Adler in den Raum schleudert. Als die so eben von uns erwähnte im Louvre eintraf, erhob sich ein allgemeiner Sturm. Der König erblaßte vor Zorn, und die Höflinge, die Leidenschaft des Gebieters, wie gewöhnlich, zum Aeußersten stachelnd, wurden erdfahl. Man schwur. Es wäre schwer zu sagen, was man Alles schwur; doch schwur man unter andern Dingen: „Daß, wenn der Gesandte ein Greis wäre, er geschmäht, gehänselt, in die Bastille geworfen würde; sollte er ein junger Mann seyn, so würde man ihn mit dem Säbel spalten, à jour durchbohren, in kleine Stücke zerhauen, und diese als Muster des königlichen Zornes in alle Provinzen Frankreichs versenden.“ Und die Lieblinge begannen, nach ihrer Gewohnheit, ihre Raufdegen zu putzen, Fechtunterricht zu nehmen, und mit dem Dolche gegen die Wände zu fuchteln.

Chicot ließ seinen Degen in der Scheide, seinen Dolch in seinem Gefäße, und begann tief nachzusinnen. Da der König Chicot nachdenken sah, erinnerte er sich, daß Chicot einst, in einem schwierigen, seitdem aufgeklärten Punkte, die Ansicht der Königin getheilt, und diese Recht gehabt habe.

Er begriff also, daß Chicot die Weisheit des Königreiches sey, und fragte Chicot.

„Sire,“ versetzte dieser nach reiflicher Erwägung,

„entweder sendet Ihnen Monseigneur, der Herzog von Anjou, einen Gesandten, oder er sendet Ihnen keinen.“

„Pardieu!“ sagte der König, „es lohnte sich wohl der Mühe, daß Du die Faust in Deine Wange drücktest, um dieses schöne Dilemma zu finden.“

„Geduld, Geduld, wie in der Sprache des Meisters Machiavelli Ihre erlauchte Mutter spricht, welche Gott erhalte, Geduld!“

„Du siehst, daß ich Geduld habe,“ entgegnete der König, „weil ich Dich anhöre.“

„Wenn er Ihnen einen Gesandten sendet, so geschieht es, weil er glaubt, es thun zu können; wenn er es thun zu können glaubt, er, welcher die personificirte Vorsicht ist, so geschieht's, weil er sich stark fühlt, man muß ihn schonen; achten wir die Macht, täuschen wir sie, aber spielen wir nicht mit ihr; empfangen wir ihren Gesandten, und bezeigen wir ihm alle Arten von Vergnügen, ihn zu sehen. Dieß verpflichtet zu nichts; Sie erinnern sich, wie Ihr Bruder den guten Admiral Coligny umarmt hat, der als Gesandter von Seiten der Hugenotten kam, welche sich ebenfalls für eine Macht hielten.“

„Du billigest also die Politik meines Bruders Karl IX.?“

„Nein, verständigen wir uns; ich citire eine Thatsache, und füge bei: wenn wir später ein Mittel finden, nicht einem armen Teufel von Wappenherold, Geschäftsträger, Secretär oder Gesandten zu schaden; wenn wir später ein Mittel finden, den Herrn, den Anstifter, den Chef, den sehr großen und sehr geehrten Prinzen, Monseigneur, den Herzog von Anjou, den wahren, einzigen Strafbaren, mit den drei Guisen, wohl verstanden, beim

Kragen zu packen, und sie in ein sichereres Schloß, als das Louvre ist, einzusperren, o! Sire, dann thun wir es."

„Diese Einleitung gefällt mir ziemlich," sagte Heinrich III.

„Zum Henker! meine Worte sind Dir nicht zuwider," versetzte Chicot. „Ich fahre also fort."

„Nur zu!"

„Aber wenn er keinen Gesandten sendet, warum lässest Du alle Deine Freunde blöcken?"

„Blöcken!"

„Du begreifst; ich würde sagen... brüllen..., wenn ich irgend einen Grund fände, sie für Löwen zu halten. Ich sage... blöcken... weil... Sieh, Heinrich, es wird einem wahrhaft übel, diese bartigeren Schlingel, als die Affen in Deiner Menagerie, wie kleine Knaben Gespenst spielen, und versuchen zu sehen, den Menschen durch das Geschrei: Hu! Hu!... Furcht einzujagen, nicht zu erwähnen, daß sie, wenn der Herzog von Anjou Niemand sendet, glauben werden, es geschehe ihretwegen, und sich für wichtige Personen halten."

„Chicot, Du vergissest, daß die Leute, von denen Du sprichst, meine Freunde, meine einzigen Freunde sind."

„Willst Du, daß ich Dir tausend Thaler abgewinne, o mein König?" fragte Chicot.

„Sprich!"

„Wette mit mir, daß diese Leute jede Probe bestehen werden, und ich werde wetten, von jetzt an bis morgen Abend drei unter vier von ihnen mit Leib und Seele auf meine Seite zu bringen."

Die Zuversicht, womit Chicot auftrat, machte Heinrich nachdenkend. Er antwortete nicht.

„Ha!“ sagte Chicot, „siehst Du, daß auch Du jetzt sinnest, siehst Du, daß auch Du Deine hübsche kleine Hand in Deine charmante Kinnlade drückest. Du bist stärker, als ich Dich hielt, mein Sohn, denn Du witterst die Wahrheit.“

„Was rathest Du mir also?“

„Ich rathe Dir, zu warten, mein König. Die Hälfte der Weisheit des Königs Salomo liegt in diesem Worte. Wenn ein Gesandter zu Dir kommt, so mache eine gute Miene. Wenn Niemand kommt, so mache was Du willst; aber wisse wenigstens Deinen Bruder Dank dafür, den man, glaube mir, nicht Deinen Schlingeln aufopfern muß. Cordieu, er ist ein großer Schurke, ich weiß es wohl, aber er ist ein Valois. Tödte ihn, wenn es Dir passend scheint; aber, um der Ehre des Namens willen, entwürdige ihn nicht; dieß ist eine Sorge, womit er selbst sich erfolgreich genug beschäftiget.“

„Es ist wahr, Chicot.“

„Wiederum eine neue Lehre, die Du mir verdankest; zum Glücke zählen wir nicht mehr. Nun laß mich schlafen, Heinrich; vor acht Tagen sah ich mich genöthiget, einen Mönch zu berauschen, und wenn ich solche Kraftstücke mache, bin ich für eine ganze Woche betrunken.“

„Einen Mönch! Ist's jener gute Mönch vom Orden der heiligen Genoveva, von dem Du schon mit mir gesprochen hast?“

„Derselbe. Du hast ihm eine Abtei verheißen?“

„Ich?“

„Pardieu! es ist das Mindeste, was Du für ihn thun kannst, nach dem, was er für Dich gethan hat."

„Er ist mir also immer noch ergeben?"

„Er betet Dich an. Eben recht, mein Sohn."

„Was?"

„In drei Wochen ist das Frohnleichnamsfest."

„Nun?"

„Ich hoffe, daß Du uns doch eine hübsche kleine Prozession veranstaltest."

„Ich bin der allerchristlichste König, und meine Pflicht gebietet, meinem Volke das Beispiel der Religion zu geben."

„Und Du wirst, wie gewöhnlich, zur Erlangung des Ablasses die vier großen Klöster von Paris besuchen?"

„Wie gewöhnlich."

„Die Abtei Sainte-Geneviève gehört dazu, nicht wahr?"

„Allerdings; sie ist das zweite Kloster, wohin ich mich zu begeben gedenke."

„Gut."

„Warum fragst Du mich hiewegen?"

„Aus gar keinem Grunde. Ich bin neugierig. Nun weiß ich, was ich wissen will. Gute Nacht, Heinrich!"

In diesem Momente, und als Chicot es sich eben ganz bequem machte, um ein Schläfchen zu thun, hörte man ein großes Getöse im Louvre. „Was ist dieß für ein Getöse?" fragte der König.

„Ei," erwiederte Chicot, „es steht geschrieben, daß ich nicht schlafen werde, Heinrich."

„Nun denn?"

„Mein Sohn, miethe mir ein Zimmer in der Stadt,

oder ich verlasse Deinen Dienst; auf mein Ehrenwort, das Louvre wird unbewohnbar."

In diesem Augenblicke trat der Capitaine des Gardes ein; er sah sehr bestürzt aus.

„Was giebt's?" fragte der König.

„Sire," antwortete der Capitain, „der Gesandte des Herrn Herzogs von Anjou steigt im Louvre ab."

„Mit einem Gefolge?" fragte der König.

„Nein, ganz allein."

„Dann muß man ihn doppelt gut empfangen, Heinrich; denn er besitzt Muth."

„Gehen wir," sagte der König, indem er eine ruhige Miene anzunehmen versuchte, welche seine kalte Blässe Lügen strafte, „gehen wir; mein ganzer Hof soll sich im großen Saale versammeln; man kleide mich schwarz; man muß düster gekleidet seyn, wenn man das Unglück hat, mit einem Bruder durch einen Gesandten zu unterhandeln."

Achtzehntes Kapitel.

Welches nichts anderes als die Fortsetzung des vorigen, wegen des Jahresschlusses vom Verfasser abgekürzten Kapitels ist.

Der Thron Heinrichs III. erhob sich im großen Saale. Um diesen Thron drängte sich eine brausende und lärmende Menge. Der König setzte sich auf ihn, traurig und mit gerunzelter Stirne. Alle Augen waren nach der Gallerie gerichtet, durch welche der Capitaine des Gardes den Gesandten einführen sollte.

„Sire," fragte Quélus, zum Ohre des Königs sich neigend: „wissen Sie den Namen dieses Gesandten?"

„Nein; doch was liegt daran?"

„Sire, Herr von Bussy ist's; ist der Schimpf nicht dreifach?"

„Ich sehe nicht, worin hier ein Schimpf liegen kann," antwortete Heinrich, bemüht, seine Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Vielleicht sehen ihn Eure Majestät nicht," äußerte Schomberg, „wir aber sehen ihn wohl."

Heinrich erwiederte nichts; er fühlte den Zorn und den Haß um seinen Thron herum gähren, und wünschte sich Glück, zwei Wälle von solcher Stärke zwischen sich und seine Feinde stellen zu können. Quélus, abwechselnd erbleichend und erröthend, stützte seine beiden Hände auf das Stichblatt seines Raufdegens. Schomberg legte seine Handschuhe ab, und zog seinen Dolch halb aus der Scheide. Maugiron nahm seinen Degen aus den Händen eines Pagen, und häckelte ihn an seinen Gürtel. Von Epernon stülpte sich den Knebelbart bis zu den Augen hinauf, und stellte sich hinter seine Gefährten. Heinrich, dem Jäger gleich, der seine Hunde gegen den Eber lechzen hört, ließ seine Günstlinge gewähren, und lächelte. „Man lasse ihn eintreten!" sagte er.

Bei diesen Worten entstand eine Todesstille im Saale, und man hätte meinen sollen, aus der Tiefe dieser Stille den Zorn des Königs dumpf grollen zu hören. Dann tönte ein fester Schritt, dann ein Fuß, dessen Sporn stolz auf den Steinplatten klirrte, in der Gallerie. Bussy trat ein, die Stirne hoch, das Auge ruhig, den Hut in der

Hand. Keiner von Jenen, welche den König umgaben, zog den hochmüthigen Blick des jungen Mannes auf sich. Er ging gerade auf Heinrich zu, verbeugte sich tief, und wartete, bis man ihn fragte, stolz vor dem Throne stehend, aber mit einem ganz persönlichen Stolze, mit einem Edelmannsstolze, in welchem für die königliche Majestät nichts Beschimpfendes lag.

„Sie hier, Herr von Bussy? ich glaubte, Sie seyen tief in Anjou.“

„Sire,“ antwortete Bussy, „ich war wirklich dort; ich hab' es aber, wie Sie sehen, verlassen.“

„Und was hat Sie in unsere Hauptstadt geführt?“

„Der Wunsch, Eurer Majestät meine tiefeste Ehrfurcht zu bezeigen.“

Der König und die Lieblinge schauten sich an; offenbar erwarteten sie etwas Anderes von dem ungestümmen jungen Manne.

„Und . . . sonst nichts?“ fragte der König ziemlich hoffärtig.

„Ich habe, Sire, den von Seiner Hoheit, Monseigneur dem Herzoge von Anjou, meinem Gebieter, erhaltenen Befehl beizufügen, seine Ehrfurcht mit der meinigen auszudrücken.“

„Und der Herzog hat Ihnen weiter nichts gesagt?“

„Er hat zu mir gesagt, daß er, im Begriffe, mit der Königin-Mutter zurückzukehren, wünsche, Eure Majestät möchten die Rückkehr eines Ihrer getreuesten Unterthanen erfahren.“

Der König, aus Ueberraschung fast beklommenen Athems, konnte seine Fragen nicht fortsetzen. Chicot be-

nützte die Unterbrechung, um sich dem Gesandten zu nähern. „Guten Tag, Herr von Bussy,“ sagte er.

Bussy kehrte sich um, erstaunt, in dieser ganzen Versammlung einen Freund zu haben. „Ah! Herr Chicot, ich grüße Sie von ganzem Herzen,“ versetzte Bussy. „Wie befindet sich Herr von Saint-Luc?“

„Ei, sehr gut; er geht in diesem Momente mit seiner Frau bei den Vogelhäusern spazieren.“

„Ist dieß Alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr von Bussy?“ fragte der König.

„Ja, Sire; wenn irgend eine andere wichtige Nachricht noch übrigt, so wird Monseigneur der Herzog von Anjou die Ehre haben, selbst sie Ihnen zu verkünden.“

„Sehr wohl,“ versetzte der König.

Und ganz schweigend von seinem Throne sich erhebend, stieg er die Stufen hinab. Die Audienz war zu Ende, die Gruppen zertheilten sich. Bussy gewahrte mit einem Seitenblicke, daß er von den vier Lieblingen umgeben, und wie in einem lebendigen Kreise voller Aufwallungen und Drohungen eingeschlossen sey. Am äußersten Ende des Saales sprach der König leise mit seinem Kanzler. Bussy stellte sich, als ob er nichts sehe, und fuhr fort, mit Chicot sich zu unterhalten. Dann rief der König diesem wie wenn er sich einem Complotte beigesellt, und beschlossen hätte, Bussy zu isoliren.

„Kommen Sie Chicot,“ sagte er, „man hat Ihnen hier etwas zu sagen.“

Chicot verbeugte sich vor Bussy mit einer Höflichkeit, die auf eine Meile nach dem Edelmanne roch.

Bussy erwiederte die Verbeugung mit nicht minderer

Eleganz, und blieb allein im Kreise. Dann änderte er Haltung und Miene; von Ruhe die er vor dem Könige bethätigte, war er zur Artigkeit mit Chicot übergegangen; nun spielte er statt des Artigen den Freundlichen. Da er Quélus auf sich zu kommen sah, sagte er zu ihm: „Ei, guten Tag, Herr von Quélus; darf ich die Ehre haben, Sie zu fragen, wie Ihre Familie sich befindet?"

„Ziemlich schlecht, mein Herr," erwiederte Quélus.

„O! mein Gott," rief Bussy aus, wie über diese Antwort bekümmert, „was ist denn geschehen?"

„Es hindert uns etwas unendlich," antwortete Quélus.

„Etwas?" versetzte Bussy erstaunt; „ei, sind Sie nicht mächtig genug, Sie und die Ihrigen, und vorzüglich Sie, Herr von Quélus, um dieses Etwas über den Haufen zu werfen?"

„Um Vergebung, mein Herr," äußerte Maugiron, indem er Schomberg wegschob, der sich näherte, um sein Wort bei dieser Unterredung anzubringen, welche interessant, zu werden, versprach, „nicht Etwas wollte Herr von Quélus sagen, sondern Jemand."

„Aber wenn Jemand Herrn von Quélus im Wege steht," erwiederte Bussy, „so stosse er ihn weg, wie Sie es so eben gemacht haben."

„Den nämlichen Rath hab' ich ihm gegeben, Herr von Bussy," bemerkte Schomberg, „und ich glaube, daß Quélus entschlossen ist ihn zu befolgen."

„Ah! Sie sind's, Herr von Schomberg," sagte Bussy, „ich hatte nicht die Ehre, Sie zu erkennen."

„Vielleicht bin ich noch blau im Gesichte," entgegnete Schomberg.

„Nein, im Gegentheile, Sie sind sehr blaß; sollten Sie etwa unpäßlich seyn, mein Herr?"

„Mein Herr," antwortete Schomberg, „wenn ich blaß bin, so ist's vor Zorn."

„Ah! dann geht's Ihnen, wie Herrn von Quélus, Etwas oder Jemand steht Ihnen im Wege."

„Ja, mein Herr."

„Es ist derselbe Fall, wie bei mir," äußerte Maugiron, „auch mir steht Jemand im Wege."

„Immer geistvoll, mein lieber Herr von Maugiron," erwiederte Bussy; „wahrhaftig, meine Herren, je länger ich Sie anschaue, desto mehr fallen mir Ihre verstörten Mienen auf."

„Sie vergessen mich, mein Herr," sagte von Epernon, stolz vor Bussy sich hinpflanzend.

„Um Vergebung, Herr von Epernon, Sie standen, nach Ihrer Gewohnheit, hinter den Andern, und ich habe so wenig das Vergnügen, Sie zu kennen, daß es nicht an mir war zuerst Sie anzureden."

Das Lächeln und ungezwungene Benehmen das zwischen diesen vier Wüthenden stehenden Bussy, deren Augen mit einer schrecklichen Beredsamkeit sprachen, bot einen seltsamen Anblick. Um nicht zu verstehen, wo sie hinaus wollten, hätte er blind, oder dumm seyn müssen.

Um zu scheinen, daß man nicht verstehe, mußte man Bussy seyn. Er schwieg, und das nämliche Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

„Kurz!" rief mit einem Ausbruche der Stimme, mit seinen Stiefel auf die Steinplatte stampfend, Quélus, der

zuerst die Geduld verlor. Bussy hob die Augen zum Plafond empor, und schaute um sich.

„Mein Herr," sagte er, „bemerken Sie, welches Echo in diesem Saale ist? Nichts wiederhallt den Ton so stark, als Marmorwände und die Stimmen sind unter Stuckgewölben doppelt sonor, während dagegen, wenn man sich auf freiem Felde befindet, die Töne sich theilen, und ich glaube auf Ehre, daß auch die Wolken ihren Theil davon bekommen. Ich berufe mich wegen dieser Behauptung auf Aristophanes. Haben Sie Aristophanes gelesen, meine Herren?"

Maugiron glaubte die Einladung Bussy's verstanden zu haben, und näherte sich dem jungen Manne, um ihm in's Ohr zu flüstern. Bussy hielt ihn auf. „Nichts Vertrauliches hier, mein Herr, ich bitte Sie dringend darum," sagte er zu ihm; „Sie wissen, wie argwöhnisch Seine Majestät sind; sie könnten glauben, daß wir lästern."

Maugiron entfernte sich wüthender als jemals. Schomberg nahm seinen Platz ein, und sagte mit einem sehr gezwungenen Tone: „Ich bin ein sehr schwerfälliger, sehr stumpfsinniger, aber sehr freimüthiger Deutscher; ich spreche laut, um diejenigen, die mich anhören, vollkommen in den Stand zu setzen, mich zu verstehen; aber wenn mein Wort, das ich möglichst deutlich zu machen suche, nicht gehört wird, weil derjenige an den ich es richte, taub ist, oder nicht verstanden, weil derjenige, zu dem ich rede, nicht verstehen will, dann weiß ich . . ."

„Sie?" sagte Bussy, auf den jungen Mann, dessen Hand sich unruhig vom Mittelpunkte entfernte, einen von

jenen Blicken heftend, wie nur die Tiger sie aus ihren unabmeßlichen Augensternen schießen, von jenen Blicken, welche aus einem Abgrunde aufzublitzen, und unaufhörlich Flammenströme zu sprühen scheinen, „Sie?'"

Schomberg hielt inne. Bussy zuckte die Achseln, drehte sich auf der Ferse um, und kehrte ihm den Rücken. Er stand von Epernon gegenüber. Von Epernon stand im Schach; es war ihm nicht möglich, zurückzutreten.

„Sehen Sie meine Herrn," sagte er, „was für ein Provinzler Herr von Bussy auf seiner mit dem Herrn Herzoge von Anjou ergriffenen Flucht geworden ist; er trägt einen Bart, und hat keine Quaste am Degen; er trägt schwarze Stiefel und einen grauen Hut."

„Dieß ist eine Bemerkung, die ich mir selbst zu machen eben im Begriffe war, mein lieber Herr von Epernon. Indem ich Sie so gut angezogen sah, fragte ich mich, wohin doch einige Tage Abwesenheit einen Mann bringen konnten; da bin ich nun gezwungen, ich, Ludwig von Bussy, Seigneur von Clermont, einen kleinen gascognischen Edelmann zum Geschmacksvorbilde zn nehmen. Doch machen Sie mir Bahn, ich bitte Sie; Sie sind so nahe bei mir, daß Sie mir auf den Fuß treten, und auch Herr von Quélus, was ich trotz meinen Stiefeln gespürt habe," fügte er mit einem anmuthigen Lächeln bei.

In diesem Momente reichte Bussy, zwischen von Epernon und Quélus durchgehend, Saint-Luc die Hand, der eingetreten war. Saint-Luc fühlte daß diese Hand von Schweiß triefte. Er sah ein, daß etwas Außerordentliches sich ereignete, und zog Bussy zuerst aus der

Gruppe, und dann zum Saale hinaus. Ein sonderbares Murmeln durchkreisete die Lieblinge, und theilte sich den andern Gruppen von Höflingen mit.

„Es ist unglaublich," sagte Quélus; „ich habe ihn beschimpft, und er hat mir nicht geantwortet."

„Ich hab' ihn herausgefordert," erwiederte Maugiron, „und er hat nicht geantwortet."

„Meine Hand," äußerte Schomberg, „hat sich zur Höhe seines Gesichtes erhoben, und er hat nicht geantwortet."

„Ich habe ihm auf den Fuß getreten," rief von Epernon, „und er hat nicht geantwortet." Und er schien um die ganze Dicke von Bussy's Fuße zu wachsen.

„Es ist klar, daß er nicht verstehen wollte," bemerkte Quélus; „Es steckt etwas dahinter."

„Ich weiß es," äußerte Schomberg, „was dahinter steckt!"

„Und was steckt dahinter?"

„Das er fühlt, daß wir vier ihn tödten werden, und daß er nicht will, daß man ihn tödte."

In diesem Momente kam der König zu den jungen Leuten; Chicot flüsterte ihm in's Ohr.

„Nun denn," fragte der König, „was sprach denn Herr von Bussy? Mir dünkte, von dieser Seite her laut sprechen zu hören."

„Sie wollen wissen, was Herr von Bussy sprach, Sire?" fragte von Epernon.

„Ja, Sie wissen, daß ich neugierig bin," antwortete Heinrich lächelnd.

„Meiner Treue, gar nichts, Sire," sagte Quélus; „er ist kein Pariser mehr."

„Und was ist er denn sonst?"

„Er ist ein Krautjunker, er duckt sich."

„O! O!" versetzte der König, „was wollen Sie damit sagen?"

„Es will sagen, daß ich einen Hund abrichten will, ihn in die Waden zu beißen," antwortete Quélus, „und wer weiß, ob er es durch seine Stiefel hindurch merken wird."

„Und ich," sagte Schomberg, „habe einen Wurfpfahl zu Hause, den ich Bussy nennen werde."

„Ich werde gerader und weiter gehen," äußerte von Epernon. „Heute bin ich ihm auf den Fuß getreten, morgen werde ich ihn beohrfeigen. Er ist ein unächter Muthiger, ein Selbstsuchtmuthiger; er denkt sich: Ich habe mich für die Ehre genug geschlagen, ich will vorsichtig für das Leben seyn."

„Und wie, meine Herren," sagte Heinrich mit verstelltem Zorne, „Sie haben es gewagt, bei mir, im Louvre, einen Edelmann zu mißhandeln, der meinem Bruder angehört?"

„Ach! ja," versetzte Maugiron, dem verstellten Zorne des Königs eine verstellte Demuth entgegnend, „und obgleich wir ihn sehr mißhandelt haben, Sire, so schwöre ich Ihnen, Sire, daß er nichts geantwortet hat."

Der König schaute Chicot lächelnd an, und fragte, zu seinem Ohre sich neigend. „Findest Du noch immer daß sie blöcken, Chicot? Ich glaube, daß sie gebrüllt haben, he!"

„Ei," antwortete Chicot, „vielleicht haben sie gemiauet.

Ich kenne Leute, denen das Katzengeschrei schreckliche Nervenschmerzen verursacht. Vielleicht gehört Herr von Bussy zu diesen Leuten. Deßhalb wird er fortgegangen seyn, ohne zu antworten."

„Glaubst Du?" fragte der König.

„Wer leben wird, wird sehen," antwortete Chicot spruchreich.

„Geh doch," sagte Heinrich, „wie der Herr so der Diener."

„Wollen Sie mit diesen Worten sagen, Sire, daß Bussy der Diener Ihres Bruders sei? Sie würden sich sehr täuschen."

„Meine Herren," sagte Heinrich, „ich gehe zur Königin, mit welcher ich zu Mittag speise. Auf Wiedersehen; die Gelosi *) geben uns eine Posse; ich lade Sie ein, zu kommen, um sie zu sehen."

Die Versammlung verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und der König entfernte sich durch die große Thüre. Gleich darnach trat Herr von Saint-Luc durch die kleine Thüre ein. Er hielt durch eine Geberde die vier Edelleute auf, die sich entfernen wollten.

„Um Vergebung, Herr von Quélus," fragte er, sich verbeugend, „wohnen Sie noch immer in der Straße Saint-Honoré?"

„Ja, lieber Freund, warum?" fragte Quélus.

„Ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen."

„Ah! Ah!"

*) Italienische Schauspieler, welche ihre Darstellungen im Hôtel Bourgogne gaben.

A. D.

„Und Sie, Herr von Schomberg, dürfte ich nach Ihrer Adresse mich erkundigen?“

„Ich wohne in der Straße Bethisy,“ antwortete Schomberg erstaunt.

„Von Epernon, die Ihrige weiß ich.“

„Straße Grenelle.“

„Sie sind mein Nachbar. Und Sie, Maugiron?“

„Ich wohne im Louvre.“

„Ich werde also bei Ihnen anfangen, wenn Sie es erlauben, oder vielmehr, nein, bei Ihnen, Quélus.“

„Vortrefflich! Ich glaube zu verstehen. Sie kommen im Namen des Herrn von Bussy.“

„Ich sage nicht, in wessen Namen ich komme, meine Herren. Ich habe mit Ihnen zu sprechen, weiter nichts.“

„Mit allen vieren?“

„Ja.“

„Wohlan! Doch wenn Sie nicht im Louvre sprechen wollen, wie ich vermuthe, weil der Ort nicht passend ist, können wir uns zu einem von uns begeben. Wir alle dürfen das hören, was Sie jedem von uns besonders zu sagen haben.“

„Vortrefflich.“

„Gehen wir also zu Schomberg, Straße Bethisy; es sind nur einige Schritte hin.“

„Ja, gehen wir zu mir,“ sagte der junge Mann.

„Meinetwegen, meine Herren,“ versetzte Saint-Luc, und er verbeugte sich wieder; „zeigen Sie uns den Weg, Herr von Schomberg.“

„Sehr gerne.“

Die fünf Edelleute verließen das Louvre Arm in Arm, und nahmen die ganze Breite der Straße ein. Hinter ihnen gingen ihre Lakeien, bis an die Zähne bewaffnet. Man kam so in der Straße Bethisy an, und Schomberg ließ den großen Salon des Hôtels in Bereitschaft setzen. Saint-Luc verweilte im Vorzimmer.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Herr von Saint-Luc sich der ihm von Bussy übertragenen Commission entledigte.

Lassen wir Herrn von Saint-Luc einen Augenblick in Schomberg's Vorzimmer, und sehen wir, was zwischen ihm und Bussy vorgefallen war. Bussy hatte, wie wir gesehen, den Audienzsaal mit seinem Freunde verlassen, alle jene begrüßend, welche nicht der Höflingsgeist in einem solchen Grade beherrschte, daß sie einen so furchtbaren Mann, wie Bussy, vernachläßigten. Denn in jenen Zeiten brutaler Gewalt, wo die persönliche Macht Alles war, konnte ein tapferer und gewandter Mann, aus dem schönen Königreiche Frankreich sich ein kleines physisches und moralisches Königreich schneiden. Auf solche Weise herrschte Bussy am Hofe des Königs Heinrich III. Doch an diesem Tage war Bussy, wie wir sahen, in seinem Königreiche ziemlich schlecht empfangen worden. So wie Saint-Luc einmal außerhalb des Saales war, blieb er stehen, schaute ihn mit Besorgniß an, und fragte ihn: „Befinden Sie sich unwohl, mein Freund? Sie

erblassen wahrhaftig, daß man glauben möchte, Sie seien nahe daran, ohnmächtig zu werden."

„Nein," erwiederte Bussy, „nur der Zorn beklemmt mir den Athem."

„Schön, Sie achten also auf die Aeußerungen dieser Schlingel?"

„Corbleu! Sie sollen urtheilen, lieber Freund, ob ich darauf achte."

„Nun, nun, Bussy, ruhig!"

„Sie sind charmant; Ruhe! Wenn man Ihnen die Hälfte von dem gesagt hätte, was ich so eben vernommen, so gäbe es, bei Ihrem mir bekannten Temperamente, schon Todte dort."

„Was wünschen Sie denn im Grunde?"

„Sie sind mein Freund, Saint-Luc, und Sie haben mir einen schrecklichen Beweis dieser Freundschaft gegeben."

„Ah! lieber Freund," versetzte Saint-Luc, der Monsoreau für todt und begraben hielt, „die Sache lohnt nicht der Mühe; sprechen Sie also nicht mehr davon, Sie würden mich kränken; gewiß, der Stich war hübsch, und vorzüglich ist er gut gelungen; doch mir gebührt nicht das Verdienst davon; der König hat ihn mir gezeigt, während er mich als Gefangenen im Louvre zurückhielt."

„Lieber Freund."

„Lassen wir also Monsoreau, wo er ist, und sprechen wir von Diane. Ist sie ein wenig zufrieden gewesen, die arme Kleine? Verzeiht sie mir? Wann ist die Hochzeit? Wann ist die Taufe?"

„Ei, lieber Freund, warten Sie doch, bis Monsoreau todt ist.“

„Was?“ fragte Saint-Luc, einen Satz machend, wie wenn er auf einen spitzigen Nagel getreten wäre.

„Ei, lieber Freund, die Klatschrosen sind keine so gefährliche Pflanzen, als Sie anfangs gemeint haben, und er ist deßhalb, weil er auf sie fiel, nicht ganz todt; ganz im Gegentheile, er lebt, und ist wüthender, als jemals.“

„Pah! wirklich?“

„O! mein Gott! ja; er athmet nur Rache, und hat geschworen, Sie bei der ersten Gelegenheit zu tödten.“

„Wahrhaftig, mein Lieber, Sie verblüffen mich.“

„Es ist so.“

„Er lebt?“

„Ach! ja.“

„Und was für ein dummer Esel von einem Arzte hat ihn geheilt?“

„Der meinige, lieber Freund.“

„Wie! Ich kann mich von meinem Erstaunen darüber nicht erholen,“ erwiederte Saint-Luc, von dieser Mittheilung vernichtet. „Ah! dann bin ich ja entehrt, alle Wetter, da ich Jedermann seinen Tod anzeigte; er wird seine Erben in Trauerkleider finden; o! aber man soll mich nicht Lügen strafen, ich werde ihn wieder treffen, und ihm bei der nächsten Begegnung anstatt eines Degenstiches nöthigenfalles vier geben.“

„Beruhigen auch Sie sich, lieber Saint-Luc,“ sagte Bussy; „wahrhaftig, Monsoreau nützt mir mehr, als Sie glauben; stellen Sie sich vor, daß er den Herzog im Verdachte hat, Sie gegen ihn abgeschickt zu haben; er

ist auf den Herzog eifersüchtig. Ich bin ein Engel, ein kostbarer Freund, ein Bayard; kurz, ich bin sein lieber Bussy. Das ist ganz natürlich, da der dumme Remy ihn aus dem Handel gezogen hat."

„Welchen dummen Gedanken er da gehabt hat!"

„Was wollen Sie? es war der Gedanke eines rechtschaffenen Mannes; er bildet sich ein, daß er als Arzt die Leute heilen müsse."

„Dieser Bursche ist ja ein Schwärmer."

„Kurz, ich bin es, dem er sein Leben zu verdanken glaubt; ich bin es, dem er seine Frau anvertraut."

„Ah! ich begreife, daß dieses Benehmen bewirkt, daß Sie seinen Tod ruhiger erwarten, aber es ist deßhalb nicht weniger wahr, daß ich darüber ganz verwundert bin."

„Lieber Freund!"

„Auf Ehre, ich falle aus den Wolken."

„Sie sehen, daß es sich für den Augenblick nicht um Herrn von Monsoreau handelt."

„Nein, genießen wir das Leben, so lange er noch leidend ist! Doch ich setze Sie in Kenntniß, daß ich mir für den Moment seiner Genesung ein Panzerhemd bestelle, und meine Fensterläden mit Eisen beschlagen lasse. Erkundigen Sie sich doch bei dem Herzoge von Anjou, ob seine gute Mutter ihm nicht irgend ein Gegengiftrecept gegeben hat. Inzwischen wollen wir uns ergötzen, Liebster, wir wollen uns ergötzen."

Bussy konnte sich nicht enthalten, zu lächeln; er hing sich an Saint-Luc's Arm. „Sie sehen also, mein lieber Saint-Luc," sagte er, „daß Sie mir nur eine halbe Gefälligkeit erwiesen haben."

Saint-Luc schaute ihn mit erstaunter Miene an. „Es ist wahr," versetzte er; „wollen Sie, daß ich sie vollende? Dieß wäre hart; aber, meiner Treue, für Sie, mein lieber Bussy, bin ich bereit, gar viele Dinge zu thun, vorzüglich wenn er mich mit jenem gelben Auge anschaut, puh!"

„Nein, Liebster, nein, ich sagte es Ihnen schon, lassen wir Herrn von Monsoreau in Ruhe, und wenn Sie mir noch etwas schuldig sind, so tragen Sie dieses Etwas auf ein anderes Geschäft über."

„Nun, sprechen Sie, ich höre."

„Stehen Sie recht gut mit jenen Herren von der Lieblingsschaft?"

„Meiner Treue, gesträubten Haares, wie Hunde und Katzen in der Sonne; so lange die Strahlen uns Alle wärmen, sagen wir uns nichts; nähme aber nur einer von uns den Antheil des Andern an Licht und Wärme, o! dann steh' ich für nichts gut: Krallen und Zähne würden ihr Spiel spielen."

„Wohlan, mein Freund, was Sie mir da sagen, entzückt mich."

„Ah! desto besser."

„Setzen wir den Fall, daß der Strahl unterbrochen wird."

„Setzen wir ihn, meinetwegen."

„Zeigen Sie mir dann Ihre schönen weißen Zähne, strecken Sie Ihre furchtbaren Krallen aus, und eröffnen wir die Partie."

„Ich verstehe Sie nicht."

Bussy lächelte. „Lieber Freund, begeben Sie sich gefälligst zu Herrn von Quélus."

„Ah! Ah!" sagte Saint=Luc.

„Sie fangen an zu begreifen, nicht wahr?"

„Ja."

„Vortrefflich! Sie werden ihn fragen, an welchem Tage es ihm gefällig seyn wird, mir die Kehle abzuschneiden, oder sie sich von mir abschneiden zu lassen."

„Ich werde ihn fragen, lieber Freund."

„Ist es Ihnen nicht zuwider."

„Nicht im geringsten. Ich werde gehen, wann Sie wollen, auf der Stelle, wenn es Ihnen angenehm seyn kann."

„Einen Augenblick. Indem Sie zu Herrn von Quélus gehen, werden Sie bei dieser Gelegenheit, mir das Vergnügen gewähren, Herr von Schomberg zu besuchen, und ihm den nämlichen Antrag zu machen nicht wahr?"

„Ah! ah!" sagte Saint=Luc, „Herrn von Schomberg auch. Teufel! Sie treiben es stark, Bussy."

Bussy machte eine Geberde, die keine Entgegnung zuließ.

„Meinetwegen," fügte Saint=Luc bei, „Ihr Wille wird vollzogen werden."

„Dann, mein lieber Saint=Luc," fuhr Bussy fort, „da ich Sie so liebenswürdig finde, werden Sie sich in das Louvre zu Herrn von Maugiron begeben, an dem ich den Ringkragen bemerkt habe, ein Zeichen, daß er auf der Wache ist; Sie werden ihn einladen, sich den Andern anzuschließen, nicht wahr?"

„O! O!" erwiederte Saint=Luc, „drei! Wo denken Sie hin, Bussy? Ist's wenigstens jetzt gar?"

„Nein.“

„Wie? Nicht?“

„Von da verfügen Sie sich zu Herrn von Epernon; ich halte Sie nicht lange bei ihm auf, denn mir dünkt er ein ziemlich armseliger Kumpan; aber im Grunde zählt er doch.“

Saint-Luc ließ seine beiden Arme an den Seiten seines Leibes herabsinken, und schaute Bussy an. „Vier?“ murmelte er.

„Gerade so viele sind ihrer, lieber Freund,“ antwortete Bussy, indem er mit dem Kopfe ein Beistimmungszeichen gab, „vier; es versteht sich von selbst, daß ich einem Manne von Ihrem Geiste, von Ihrem Muthe, von Ihrer Artigkeit, nicht anempfehlen werde, jenen Herren gegenüber mit der ganzen Sanftheit, mit der ganzen Höflichkeit sich zu benehmen, die Sie in einem so ausgezeichneten Grade besitzen . . .“

„O! lieber Freund . . .“

„Ich verlasse mich auf Sie, daß Sie dieß . . . galant thun werden. Die Sache soll auf seigneurmäßige Weise in Ordnung kommen, nicht wahr?“

„Sie werden zufrieden seyn, mein Freund.“ Bussy reichte Saint-Luc lächelnd die Hand. „So ist's recht!“ sagte er. „Ah! meine Herren Lieblinge, das Lachen wird jetzt an uns kommen.“

„Nun die Bedingungen, lieber Freund.“

„Welche Bedingungen?“

„Die Ihrigen.“

„Ich mache keine; ich werde die Bedingungen jener Herren annehmen.“

„Ihre Waffen?"

„Die Waffen jener Herren."

„Tag, Ort, Stunde?

„Tag, Ort und Stunde jener Herren."

„Aber . . ."

„Sprechen wir nicht von diesen Kleinigkeiten da; handeln Sie, und handeln Sie schnell, lieber Freund. Ich gehe da unten im kleinen Garten des Louvre spazieren; Sie werden mich dort wiederfinden, wenn die Commission vollzogen ist."

„Sie warten also?"

„Ja."

„Warten Sie also. Ei, es wird vielleicht ein wenig lang währen."

„Ich habe Zeit dazu."

Wir wissen nun, wie Saint-Luc die vier jungen Leute noch im Audienzsaale versammelt fand, und wie er das Gespräch anknüpfte. Folgen wir ihm also in das Vorzimmer des Hôtels von Schomberg, wo wir ihn, feierlich und nach allen Gesetzen der zu jener Zeit im Schwunge gewesenen Etikette wartend, verlassen haben, während die vier Günstlinge Seiner Majestät, die Ursache des Besuches von Saint-Luc vermuthend, sich in die vier Hauptecken des weiträumigen Salons stellten. Als dieß geschehen war, öffneten sich die beiden Flügel der Thüre, und ein Thürsteher kam, Saint-Luc zu begrüßen, der, die Faust auf der Hüfte, seinen Mantel mit seinem Raufdegen zierlich empor hebend, auf dessen Griff er seine linke Hand stützte, den Hut in der rechten Hand, bis in die Mitte der Thürschwelle ging, wo er mit einer

Genauigkeit stehen blieb, die einem Baumeister Ehre gemacht hätte.

„Herr von Espinay von Saint-Luc!" rief der Thürsteher.

Saint-Luc trat ein. Schomberg, in seiner Eigenschaft als Hausherr, stand auf, und kam seinem Gaste entgegen, der, anstatt ihn zu grüßen, seinen Hut wieder aufsetzte. Diese Förmlichkeit verlieh dem Besuche seine Farbe und seine Absicht. Schomberg antwortete durch eine Verbeugung, kehrte sich zu Quélus um, und sagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Jacques von Levis, Grafen von Quélus vorzustellen."

Saint-Luc that einen Schritt gegen Quélus, und verbeugte sich ebenfalls tief. „Ich suchte Sie, mein Herr," sagte er.

Quélus verbeugte sich. Schomberg wendete sich nach einer andern Ecke des Saales, und fuhr fort: „Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Ludwig von Maugiron vorzustellen."

Die nämliche Verbeugung von Seite Saint-Luc's, die nämliche Erwiederung von Maugiron. „Ich suchte Sie, mein Herr," sagte Saint-Luc.

Bei von Epernon gab es die nämliche Ceremonie, mit dem nämlichen Phlegma und mit der nämlichen Langsamkeit vollzogen. Dann nannte Schomberg selbst seinen Namen, und empfing das nämliche Compliment.

Als dieß geschehen war, setzten sich die vier Freunde; Saint-Luc blieb stehen.

„Herr Graf," sagte er zu Quélus, „Sie haben den Herrn Grafen Ludwig von Clermont d'Amboise, Seigneur

von Bussy beschimpft, der Ihnen seine ergebensten Grüße sendet, und Sie zum Zweikampfe herausfordert, an dem Tage und zu der Stunde, da es Ihnen gefällig seyn wird, auf daß Sie mit jenen Waffen, die Ihnen belieben, kämpfen sollen, bis der Tod erfolgt . . . Nehmen Sie an?"

„Gewiß, ja," antwortete Quélus ruhig, „und der Herr Graf von Bussy erweiset mir große Ehre."

„Ihr Tag, Herr Graf?"

„Ich gebe keinem den Vorzug; nur wär's mir morgen lieber, als übermorgen, übermorgen lieber, als in den folgenden Tagen."

„Ihre Stunde?"

„Morgens."

„Ihre Waffen?"

„Der Raufdegen und der Dolch, wenn Herr von Bussy sich zu diesen beiden Waffen bequemt."

Saint-Luc verneigte sich. „Alles was Sie in dieser Beziehung bestimmen werden," sagte er, „wird Herrn von Bussy als Gesetz gelten." Dann wendete er sich an Maugiron, der die nämliche Antwort gab, dann nacheinander an die beiden Uebrigen.

„Aber," äußerte Schomberg, der als Hausherr das Compliment zuletzt empfing, „wir denken an etwas nicht, Herr von Saint-Luc."

„An was?"

„Daß, wenn es uns beliebte, . . . der Zufall fügt oft wunderliche Dinge, . . . wenn es uns Allen beliebte, sag' ich, den nämlichen Tag und die nämliche Stunde zu wählen, Herr von Bussy sehr in Verlegenheit gerathen möchte."

Saint-Luc verbeugte sich mit seinem artigsten Lächeln auf den Lippen. „Allerdings," erwiederte er, „würde Herr von Bussy in Verlegenheit seyn, wie es jeder Edelmann, vier Tapferen gegenüber, wie Sie, seyn muß; allein er sagt, dieser Fall sey für ihn nicht neu, weil dieser Fall bereits bei den Tournelles neben der Bastille eingetreten sey."

„Er würde also uns alle Vier bekämpfen?" fragte von Epernon.

„Alle vier," antwortete Saint-Luc.

„Einzeln?" fragte Schomberg.

„Einzeln oder zugleich; die Ausforderung lautet unbedingt individuell und collectiv."

Die vier jungen Leute schauten sich an. Quélus brach zuerst das Schweigen. „Das ist von Seite des Herrn von Bussy sehr schön," äußerte er, roth vor Zorn; „aber wie wenig wir auch vermögen, so kann doch jeder von uns einzeln das Seinige thun; wir werden also den Antrag des Grafen annehmen, indem wir aufeinander folgen, oder was noch besser wäre..." Quélus schaute seine Freunde an, die, ohne Zweifel seinen Gedanken errathend, ein Beistimmungszeichen machten. „Oder was noch besser wäre," fuhr er fort, „da wir einen braven Mann nicht zu morden suchen, ist: daß der Zufall entscheiden möge, welcher von uns mit Herrn von Bussy kämpfen solle."

„Aber die übrigen Drei?" fragte Saint-Luc rasch.

„Die übrigen Drei! Herr von Bussy hat gewiß zu viele Freunde, und wir haben zu viele Feinde, als daß die Uebrigen bloß die Arme zu kreuzen brauchten."

„Theilen Sie diese Ansicht, meine Herren?" fügte Quélus bei, sich zu seinen Gefährten wendend.

„Ja," antworteten sie einstimmig.

„Es wäre mir sogar besonders angenehm," sagte Schomberg, „wenn Herr von Bussy zu diesem Feste Herrn von Livarot einlüde."

„Wenn ich eine Meinung äußern dürfte," erwiederte Maugiron, „so wünschte ich, daß Herr von Balzac d'Entragues dabei wäre."

„Und die Partie wäre vollständig," bemerkte Quélus, „wenn Herr von Ribérac seine Freunde begleiten möchte."

„Meine Herren," sagte Saint-Luc, „ich werde Ihre Wünsche dem Herrn Grafen von Bussy hinterbringen, und ich glaube Ihnen zum Voraus dafür bürgen zu können, daß er zu höflich ist, um denselben nicht zu entsprechen. Es bleibt mir also nichts mehr zu thun übrig, meine Herren, als Ihnen im Namen des Herrn Grafen verbindlichst zu danken."

Saint-Luc verbeugte sich von Neuem, und man sah die vier Köpfe der herausgeforderten Edelleute zum Niveau des seinigen sich senken. Die vier jungen Leute begleiteten Saint-Luc bis zur Thüre des Salons. Im letzten Vorzimmer fand er die vier Lakeien versammelt. Er zog seine Börse voll Gold, warf sie mitten unter sie, und sagte: „Hier ist etwas, um auf die Gesundheit Ihrer Gebieter zu trinken!"

Zwanzigstes Kapitel.

Worin Herr von Saint=Luc civilisirter war, als Herr von Bussy; von den Lehren, die er ihm gab, und von dem Gebrauche, welchen der Geliebte der schönen Diane davon machte.

Saint=Luc kehrte sehr stolz zurück, seinen Auftrag so gut vollzogen zu haben. Bussy harrte seiner, und dankte ihm. Saint=Luc fand ihn sehr traurig, was an einem so muthigen Manne bei der Nachricht eines so guten und glänzenden Duelles nicht natürlich war.

„Hab' ich die Sachen schlecht gemacht?“ fragte Saint=Luc; „Sie sind ganz unwillig.“

„Meiner Treue, lieber Freund, ich bedauere, daß Sie nicht, anstatt eine Frist zu nehmen, gesagt haben: Auf der Stelle.“

„Ah! Geduld, die Anjouer sind noch nicht gekommen; was Teufels! lassen Sie ihnen Zeit, zu kommen; und worin liegt ferner die Nothwendigkeit, daß Sie sich so schnell eine Sänfte von Todten und Sterbenden machen?“

„Der Umstand ist, daß ich sobald als möglich sterben möchte.“

Saint=Luc schaute Bussy mit jenem Erstaunen an, von welchem vollkommen organisirte Personen alsogleich bei dem mindesten Anscheine eines selbst unbekannten Unglückes ergriffen werden. „Sterben! im Hinblicke auf Ihre Jugend, Ihre Geliebte und Ihren Namen!“

„Ja, ich werde, dessen bin ich gewiß, alle vier tödten,

und einen hübschen Stich bekommen, der mich auf ewig beruhigen wird."

„Traurige Gedanken, Bussy!"

„Ich möchte Sie in meiner Lage sehen. Ein Gemahl, den man für todt hält, und der zurückkommt; eine Frau, die den Kopfpfühl des Bettes dieses vermeintlichen Sterbenden nicht mehr verlassen kann; nie sich zuzulächeln, nie miteinander zu sprechen, nie sich bei der Hand zu fassen. Mordieu! Ich möchte wohl Jemand haben, um ihn zu zerhauen ..."

Saint=Luc antwortete auf diese Aeußerung mit einem schallenden Gelächter, welches verursachte, daß eine ganze Schaar von Sperlingen davon flog, welche die Vogelbeeren des kleinen Gartens des Louvre wegpickten. „Ah!" rief er aus, „was für ein unschuldiger Mann dieß ist! Sollte man nicht meinen, daß die Frauen von Bussy einen Schüler lieben! Ei, mein Lieber, Sie verlieren den Verstand; es giebt keinen so glücklichen Liebhaber auf Erden, wie Sie."

„Ah! sehr gut, beweisen Sie mir dieß ein wenig, Sie Ehemann!"

„Nihil facilius,"*) wie der Jesuit Triquet, mein Erzieher, sagte; Sie sind der Freund des Herrn von Monsoreau?"

„Meiner Treue, ich schäme mich darob zur Ehre der menschlichen Intelligenz. Dieser Tölpel nennt mich seinen Freund."

„Wohlan, seien Sie sein Freund."

---

*) „Nichts leichter." D. Ü.

„O!... diesen Titel mißbrauchen."

„Prorsus absurdum!*) sagte immer Triquet. Ist er wirklich Ihr Freund?"

„Nun, er sagt's."

„Nein, weil er Sie unglücklich macht; nun aber ist der Zweck der Freundschaft, zu machen, daß die Menschen, einer durch den andern, glücklich seyen; so wenigstens bestimmen Seine Majestät den Begriff von Freundschaft, und der König ist gelehrt."

Bussy begann zu lachen.

„Ich fahre fort," sagte Saint-Luc. „Wenn er Sie unglücklich macht, sind Sie keine Freunde; Sie können ihn also entweder als gleichgültig behandeln, und in diesem Falle ihm seine Frau nehmen, oder als ein Feind, und ihn von Neuem tödten, wenn er nicht zufrieden ist."

„Allerdings verabscheue ich ihn," äußerte Bussy.

„Und er fürchtet Sie."

„Sie glauben, daß er mich nicht liebt?"

„Ei, versuchen Sie es; nehmen Sie ihm seine Frau, und Sie werden es erfahren."

„Ist dieß immer noch die Logik des Paters Triquet?"

„Nein, es ist die meinige."

„Ich mache Ihnen mein Compliment dazu."

„Gefällt sie Ihnen?"

„Nein. Ich will lieber ein Mann von Ehre seyn..."

„Und die Frau von Monsoreau ihren Mann moralisch und physisch heilen lassen? Denn zuletzt, wenn Sie sich tödten lassen, ist es gewiß, daß sie dem einzigen, ihr noch übrigen Manne sich anschließen wird."

---

*) „Völlig ungereimt." D. Ü.

Bussy runzelte die Stirne.

„Uebrigens kommt da Frau von Saint-Luc," fügte Saint-Luc bei; „sie versteht sich auf's Rathgeben. Wenn sie sich in den Blumenbeeten der Königin-Mutter einen Strauß gewunden hat, wird sie in bester Laune seyn; hören Sie sie an, sie spricht goldene Worte."

Wirklich kam Johanna, freudestrahlend, glücktrunken, und schalkheitsprudelnd. Es giebt solche glückliche Wesen, die Allem, was sie umgiebt, wie die Lerche den Feldern, ein fröhliches Erwachen, ein günstiges Vorzeichen bereiten. Bussy grüßte sie als Freund; sie reichte ihm die Hand, was wohl beweiset, daß nicht der Bevollmächtigte Dubois diese Mode mit dem Quadrupelallianzvertrage aus England mitgebracht hat.

„Was machen die Liebesgötter?" fragte sie, ihren Strauß mit einer goldenen Tresse bindend.

„Sie liegen in den letzten Zügen," antwortete Bussy.

„Gut, sie sind verwundet, und fallen in Ohnmacht," versetzte Saint-Luc; „ich wette, Sie werden machen, daß sie sich wieder erholen, Johanna."

„Man zeige mir die Wunde," äußerte sie.

„Hier ist sie in wenigen Worten," erwiederte Saint-Luc: „Herr von Bussy lächelt nicht gerne dem Grafen von Monsoreau zu, und hat die Absicht gefaßt sich zurückzuziehen."

„Und ihm Diane zu lassen?" rief Johanna mit Schrecken aus.

Bussy, über diese erste Aeußerung besorgt, fügte bei: „O! Madame, Saint-Luc sagt Ihnen nicht, daß ich sterben will."

Johanna schaute ihn einen Augenblick mit einem Mitleiden an, das nicht evangelisch war. „Arme Diane," murmelte sie; „lieben Sie doch! Gewiß, alle Männer sind Undankbare!"

„Gut!" sagte Saint=Luc, „da haben Sie die Moral meiner Frau."

„Ich bin undankbar," rief Bussy aus, „weil ich meine Liebe herabzuwürdigen fürchte, indem ich sie niederträchtigen Kniffen der Heuchelei unterwerfe!"

„Ei, mein Herr, dieß ist nur ein schlechter Vorwand," versetzte Johanna. „Wären Sie wahrhaft verliebt, so würden Sie nur eine Art von Herabwürdigung fürchten, nämlich: nicht mehr geliebt zu werden."

„Ah, ah!" sagte Saint=Luc, „öffnen Sie Ihren Schubsack, mein Lieber."

„Aber, Madame," erwiederte Bussy herzrührend, „es giebt solche Opfer . . ."

„Stille doch; gestehen Sie, daß Sie Diane nicht mehr lieben, dieß wird eines ehrlichen Mannes würdiger seyn."

Bussy erblaßte bei dem bloßen Gedanken hieran.

„Sie wagen es nicht zu sagen; wohlan, ich werde es ihr sagen."

„Madame, Madame!"

„Ihr Herren seyd gleich bei der Hand mit Euern Opfern . . . und wir, bringen wir keine Opfer? Wie! sich der Gefahr aussetzen, von diesem Tiger von Monsoreau umgebracht zu werden, einem Manne alle seine Rechte durch Bethätigung einer Kraft, eines Willens bewahren, dessen Simson und Hannibal unfähig gewesen

wären, das grimmige Thier von Mars bändigen, um es an den Wagen des Herrn Triumphators zu spannen, dieß ist kein Heldenmuth!"

„O! ich schwöre es, Diane ist erhaben, und ich hätte nicht den vierten Theil dessen gethan, was sie täglich thut."

„Ich danke," erwiederte Saint-Luc unter vielen Verbeugungen, worüber Johanna in ein lautes Gelächter ausbrach.

Bussy zögerte.

„Und er denkt nach!" rief Johanna aus, „er fällt nicht auf die Knie, er spricht sein mea culpa *) nicht!"

„Sie haben Recht," versetzte Bussy, „ich bin nur ein Mann, nämlich ein unvollkommenes Wesen, und geringer, als die geringste Frau."

„Es ist ein Glück," bemerkte Johanna, „daß Sie überzeugt sind."

„Was gebieten Sie mir?"

„Machen Sie sogleich einen Besuch . . ."

„Herrn von Monsoreau?"

„Ei, wer muthet Ihnen dieß zu? Dianen . . ."

„Aber sie verlassen sich nicht, dünkt mir?"

„Als Sie Frau von Barbezieux so oft besuchten, hatte sie nicht immer jenen dicken Affen neben sich, der Sie biß, weil er eifersüchtig war?"

Bussy begann zu lachen, Saint-Luc machte es eben so, Johanna folgte ihrem Beispiele; dieß war ein Hei-

---

*) „Meine Schuld" D. Ueb.

terkeitstrio, das alle Höflinge an die Fenster lockte, die in den Gallerien spazieren gingen.

„Madame," sagte Bussy zuletzt, „ich gehe zu Herrn von Monsoreau. Adieu!"

Und hiemit trennten sie sich, nachdem Bussy Saint-Luc anempfohlen hatte, von seiner an die Lieblinge gerichteten Ausforderung nichts zu sagen. Er begab sich wirklich zu Herrn von Monsoreau, den er im Bette traf. Der Graf erhob ein Freudengeschrei, als er ihn erblickte. Remy hatte versprochen, daß seine Wunde innerhalb drei Wochen geheilt seyn würde. Diane legte einen Finger auf ihre Lippen; dieß war ihre Art zu grüßen. Er mußte dem Grafen die ganze Geschichte der Commission erzählen, die ihm der Herzog von Anjou übertragen hatte, den Besuch am Hofe, die Unbehaglichkeit des Königs, die kalte Miene der Lieblinge.

Kalte Miene war der Ausdruck, dessen Bussy sich bediente. Diane lachte nur darüber. Monsoreau, immer über diese Nachrichten in Gedanken, bat Bussy, sich zu ihm zu neigen, und flüsterte ihm in's Ohr: „Es stecken noch Projekte darunter, nicht wahr?"

„Ich glaube," antwortete Bussy.

„Glauben Sie mir," sagte Monsoreau, „compromittiren Sie sich nicht für diesen abscheulichen Menschen; ich kenne ihn, er ist treulos; ich stehe Ihnen gut dafür, daß er am Rande einer Verrätherei niemals zögert."

„Ich weiß es," erwiederte Bussy mit einem Lächeln, welches den Grafen an den Fall erinnerte, in welchem Bussy durch diese Verrätherei des Herzogs gelitten hatte.

„Sehen Sie," fuhr Monsoreau fort, „Sie sind mein

Freund, und ich will Sie in den Stand setzen, auf Ihrer Hut zu seyn. Uebrigens fragen Sie mich um Rath, so oft Sie in einer schwierigen Lage seyn werden."

„Mein Herr, mein Herr! nach dem Verbinden muß man schlafen," sagte Remy; „nun schlafen Sie!"

„Ja, lieber Doctor. Mein Freund, machen Sie doch einen Spaziergang mit Frau von Monsoreau," sagte der Graf. „Man sagt, daß der Garten heuer charmant sey."

„Ich stehe Ihnen zu Befehl," erwiederte Bussy.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Vorsichtmaßregeln des Herrn von Monsoreau.

Saint-Luc hatte Recht, Johanna hatte Recht; nach acht Tagen hatte sich Bussy davon überzeugt, und ließ ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren. Ein Mann von ehedem seyn, wäre groß und schön für die Nachwelt gewesen; allein damit wäre man nur ein alter Mann gewesen, und Bussy, Plutarch vergessend, der aufgehört hatte, sein Lieblingsschriftsteller zu seyn, seitdem er von der Liebe war verderbt worden, Bussy, schön wie Alcibiades, nur mehr um die Gegenwart sich kümmernd, zeigte sich fortan weniger lüstern nach einem Platze in der Geschichte neben Scipio oder Bayard in ihren Enthaltsamkeits-Tagen.

Diane war einfacher, natürlicher, wie man heut zu Tage sagt. Sie überließ sich den beiden Instinkten, welche der Menschenfeind Figaro dem Geschlechte angeboren hält:

Lieben und Betrügen. Sie hatte nie daran gedacht, bis zur philosophischen Speculation ihre Ansichten über das zu treiben, was Charron und Montaigne das Ehrbare nennen. Bussy lieben, war ihre Logik, nur Bussy angehören, ihre Moral, bei der einfachen Berührung seiner feinen Hand an ihrem ganzen Leibe beben, ihre Metaphysik.

Herr von Monsoreau, — es waren seit dem ihm begegneten Unfalle bereits vierzehn Tage verflossen, — Herr von Monsoreau, sagen wir, befand sich immer besser. Er hatte das Fieber in Folge der Anwendung des kalten Wassers vermieden, dieses neuen, durch den Zufall, oder vielmehr durch die Vorsehung zu Ambroise entdeckten Mittels. Gestählt, wenn er plötzlich eine große Erschütterung empfand, vernahm er, daß der Herr Herzog von Anjou mit der Königin-Mutter und seinen Anjouern in Paris angekommen sey. Der Graf hatte Ursache, sich zu beunruhigen; denn am andern Tage nach seiner Ankunft erschien der Prinz, unter dem Vorwande, sich nach ihm zu erkundigen, in seinem Hôtel in der Strasse des Petits-Pères: man kann nicht füglich einer königlichen Hoheit die Thüre verschließen, die uns den Beweis einer so zärtlichen Theilnahme giebt. Herr von Monsoreau empfing den Prinzen, und der Prinz war charmant gegen den Oberjägermeister, und vorzüglich gegen dessen Frau. Sobald der Prinz fortgegangen war, rief Herr von Monsoreau Dianen, stützte sich auf ihren Arm, und ging, ungeachtet des Geschreies von Remy, dreimal um seinen Armstuhl herum. Hierauf setzte er sich wieder in den nämlichen Armstuhl, um den er, wie gesagt, eine drei-

fache Umschanzungslinie gezogen hatte; er sah sehr zufrieden aus, und Diane errieth aus seinem Lächeln, daß er irgend eine Duckmäuserei brütete. Doch dieß betrifft die Privatgeschichte des Hauses Monsoreau. Kommen wir also auf die Ankunft des Herrn Herzogs von Anjou zurück, die dem epischen Theile dieses Buches angehört.

Wie man sich leicht denken kann, war der Tag, an welchem Monseigneur Franz von Valois seinen Wiedereinzug in das Louvre hielt, den Beobachtern kein gleichgültiger Tag. Sie bemerkten Folgendes: Viel stolzen Ernst von Seiten des Königs, eine große Lauigkeit von Seiten der Königin-Mutter, und eine demüthige Insolenz von Seiten des Herrn Herzogs von Anjon, der zu sagen schien: „Warum, zum Teufel, ruft Ihr mich zurück, wenn Ihr bei meiner Ankunft eine so verdienstliche Miene macht?“

Dieser ganze Empfang war mit den scheelen, flammenden, verschlingenden Blicken der Herren von Livarot, von Ribérac und von Entraguet gewürzt, welche, von Bussy in Kenntniß gesetzt, sehr froh waren, ihren künftigen Gegnern begreiflich zu machen, daß, wenn ein Hinderniß ihres Kampfes vorliege, dieses Hinderniß sicher nicht von ihrer Seite komme.

Chicot rannte an diesem Tage öfter hin und her, als Cäsar am Vortage der Schlacht von Pharsalus. Dann trat wieder die gewöhnliche Ruhe ein. Am zweiten Tage nach seiner Rückkehr in das Louvre machte der Herzog von Anjou dem Verwundeten einen zweiten Besuch. Monsoreau, von den geringsten Details der Unterredung des Königs mit seinem Bruder in Kenntniß

gesetzt, schmeichelte dem Herrn Herzoge von Anjou mit Wort und Geberde, um in der feindlichsten Stimmung ihn zu erhalten. Dann, da es immer besser mit ihm ging, nahm er nach des Herzogs Entfernung, den Arm seiner Frau, und machte statt des dreimaligen Ganges um seinen Armstuhl, einen Gang durch sein Zimmer. Dann setzte er sich wieder mit einer noch zufriedeneren Miene, als das erstemal. Am nämlichen Abende setzte Diane Bussy in Kenntniß, daß Herr von Monsoreau ganz gewiß irgend etwas brüte. Einen Augenblick nachher befanden sich Monsoreau und Bussy allein.

„Wenn ich denke," sagte Monsoreau zu Bussy, „daß dieser Prinz, der mir eine so gute Miene zeigt, mein Todfeind und derjenige ist, der durch Herrn von Saint-Luc mich hat ermorden lassen!"

„O! ermorden!" versetzte Bussy; „nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf. Saint-Luc ist ein guter Edelmann, und Sie gestehen selbst, daß Sie ihn herausforderten, daß Sie zuerst den Degen zogen, und daß Sie kämpfend den Stich erhielten."

„Zugegeben; allein es ist deßhalb nicht minder wahr, daß er dem Anstifter des Herzogs von Anjou gehorchte."

„Hören Sie," erwiederte Bussy, „ich kenne den Herzog, und kenne vorzüglich Herrn von Saint-Luc; ich muß Ihnen sagen, daß Herr von Saint-Luc ganz dem Könige angehört, und dem Prinzen gar nicht. Ah! wenn Ihr Degenstich von Antraguet, von Livarot oder von Ribérac käme, dann wollte ich nicht sagen... aber von Saint-Luc..."

„Sie kennen die Geschichte von Frankreich nicht, wie

ich sie kenne, mein lieber Herr von Bussy," entgegnete Monsoreau, harnäckig in seiner Meinung.

Bussy hätte ihm antworten können, daß, wenn er die Geschichte von Frankreich schlecht kenne, er dagegen jene von Anjou vollkommen kenne, und vorzüglich von jenem Theile von Anjou, in dessen Bereiche Meridor liege. Endlich stand Monsoreau auf, und ging in den Garten hinunter. „Dieß genügt mir," sagte er, als er wieder zurückkam. „Heute Abend werden wir ausziehen."

„Warum?" fragte Remy, „befinden Sie sich nicht in frischer Luft in der Strasse des Petits-Pères, oder gebricht es Ihnen an Zerstreuung?"

„Im Gegentheile," antwortete Monsoreau, „ich habe zu viele Zerstreuung; Herr von Anjou ermüdet mich mit seinen Besuchen; er bringt immer gegen dreißig Edelleute mit, und das Klirren ihrer Sporen greift furchtbar meine Nerven an."

„Doch wohin gehen Sie?"

„Ich habe anbefohlen, daß man mein kleines Haus bei dem Tournellesplatze in Stand setze."

Bussy und Diane, denn Bussy war noch immer da, wechselten einen Blick liebesüsser Erinnerung.

„Wie! Dieses Nest?" rief Remy unbesonnen aus.

„Ah! Ah! Sie kennen dieses Haus?" fragte Monsoreau.

„Pardieu!" antwortete der junge Mann, „wer kennt nicht die Wohnungen des Herrn Oberjägermeisters von Frankreich, und vorzüglich wenn man in der Straße Beautreilles gewohnt hat?"

Monsoreau ließ aus Gewohnheit einen unbestimmten Verdacht in seinem Innern aufsteigen.

„Ja, ja, dorthin werde ich gehen," sagte er, „und dort mich wohl befinden. Man kann daselbst höchstens nur vier Personen empfangen. Das Haus ist eine Festung, und durch das Fenster sieht man auf dreihundert Schritte weit jene welche kommen, um Besuch zu machen."

„So, daß . . .?" fragte Remy.

„So, daß man sie vermeiden kann, wenn man will," antwortete Monsoreau, „vorzüglich wenn man sich gut befindet."

Bussy biß sich auf die Lippen; er fürchtete, es möchte eine Zeit kommen, wo Monsoreau auch ihn vermeiden würde. Diane seufzte. Sie erinnerte sich, in diesem kleinen Hause Bussy verwundet, und ohnmächtig auf ihrem Bette gesehen zu haben. Remy sann nach; daher war er der Erste von den Dreien, welcher sprach. „Sie können nicht," sagte er.

„Und warum, wenn's beliebt, Herr Doctor?"

„Weil ein Oberjägermeister von Frankreich empfangen, Dienerschaft unterhalten, Equipagen unterbringen muß. Er mag einen Palast für seine Hunde haben, dieß ist begreiflich, aber daß er für sich einen Hundestall habe ist unmöglich."

„Hm!" versetzte Monsoreau mit einem Tone, der sagen wollte: „es ist wahr."

„Und dann," fuhr Remy fort . . . „denn ich bin Arzt des Herzens, wie jener des Leibes, . . . ist's nicht Ihr Aufenthalt hier, der Ihnen zu schaffen macht."

„Was denn sonst?"

„Es ist der Aufenthalt von Madame."

„Wohlan?"

„Wohlan, lassen Sie die Gräfin ausziehen.“

„Ich soll mich von ihr trennen!“ rief Monsoreau aus, auf Diane einen Blick heftend, worin gewiß mehr Zorn als Liebe lag.

„So trennen Sie sich von Ihrem Dienste, nehmen Sie Ihre Entlassung als Oberjägermeister; ich glaube dieß wäre klug, denn wahrlich, Sie werden Ihren Dienst verrichten, oder Sie werden ihn nicht verrichten. Verrichten Sie ihn **nicht**, so werden Sie den König mißvergnügt machen, und verrichten Sie ihn ...“

„Ich werde thun was ich thun muß,“ sagte Monsoreau mit aufeinandergepreßten Zähnen, „aber ich werde die Gräfin nicht verlassen.“

Der Graf hatte so eben diese Worte ausgesprochen, als man einen großen Lärm von Pferden und Stimmen im Hofe hörte. Monsoreau bebte.

„Wieder der Herzog!“ murmelte er.

„Ja, so ist's,“ erwiederte Remy, an's Fenster tretend.

Der junge Mann hatte noch nicht ausgeredet, als in Folge des Privilegiums der Prinzen, unangemeldet einzutreten, der Herzog in das Zimmer trat. Monsoreau stand auf der Lauer; er sah, daß der erste Blick von Franz Dianen gegolten hatte. Bald klärten ihn die unversiegenden Galanterien des Herzogs noch besser auf; er brachte Dianen eines von jenen seltenen Kleinodien, deren drei bis vier in ihrem ganzen Leben jene geduldigen und hochherzigen Künstler verfertigten, welche eine Zeit verherrlichten, da, ungeachtet der Langsamkeit ihrer Hervorbringung, die Meisterstücke häufiger waren, als heut zu Tage. Es war ein sehr schöner Dolch mit einem Griffe von ciselirten Golde,

und dieser Griff ein Fläschchen; auf der Klinge rannte eine ganze Jagd, mit wundersamen Talente eingegraben: Hunde, Pferde, Jäger, Wild, Bäume und Himmel, vermengten sich darauf in einem harmonischen Durcheinander, welches den Blick zwang lange Zeit auf dieser Klinge von Azur und Gold zu verweilen.

„Lassen Sie sehen,“ sagte Monsoreau, welcher fürchtete, es möchte irgend ein Briefchen im Griffe versteckt seyn.

Der Prinz beschwichtigte zum Voraus diese Furcht, indem er den Dolch in zwei Theile trennte. „Ihnen, der Sie Jäger sind, gehört die Klinge,“ sagte er; „der Gräfin der Griff. Guten Tag, Bussy; Sie sind also nun der vertraute Freund des Grafen?“

Diane erröthete. Bussy dagegen beherrschte sich hinlänglich. „Monseigneur,“ antwortete er. „Eure Hoheit vergessen, daß Sie selbst diesen Morgen mich beauftragt haben, hieher zu kommen, um nach dem Befinden des Herrn von Monsoreau mich zu erkundigen. Ich habe, wie immer, den Befehlen Eurer Hoheit gehorcht.“

„Es ist wahr,“ versetzte der Herzog.

Dann setzte er sich zu Dianen, und sprach leise mit ihr. Nach einer kurzen Pause sagte er: Graf, in diesem Krankenzimmer ist es schrecklich heiß. Ich sehe, daß die Gräfin kaum athmen kann, und will ihr den Arm reichen, um einen Gang in den Garten zu machen.

Der Gemahl und der Liebhaber wechselten einen grimmigen Blick. Diane zum Hinabgehen eingeladen stand auf, und legte ihren Arm auf jenen des Prinzen.

„Geben Sie mir den Arm sagte Monsoreau zu Bussy. Und Monsoreau ging hinter seiner Frau hinab.

„Ah! Ah!" äußerte der Herzog, „Es scheint daß es Ihnen ganz gut geht?"

„Ja Monseignenr, und ich hoffe, bald im Stande zu seyn, Frau von Monsoreau begleiten zu können, wohin sie gehen wird."

„Gut; aber inzwischen müssen Sie sich nicht ermüden."

Monsoreau fühlte selbst, wie richtig die Anempfehlung des Prinzen war. Er setzte sich an einen Punkt, von wo er ihn nicht aus dem Gesichte verlieren konnte.

„Sehen Sie, Graf," sagte er zu Bussy, „wenn Sie recht liebenswürdig wären, würden Sie heute Abend der Frau von Monsoreau bis zu meinem kleinen Hôtel bei der Bastille das Geleit geben; es ist mir wirklich lieber, daß sie dort ist, als hier. Zu Meridor den Klauen dieses Geiers entrissen, werde ich sie nicht in Paris verschlingen lassen."

„Nein, mein Herr!" sagte Remy zu seinem Gebieter, „nein, Sie können nicht einwilligen."

„Und warum?" fragte Monsoreau.

„Weil Sie dem Herrn von Anjou angehören, und Herr von Anjou Ihnen niemals verzeihen würde, dem Grafen geholfen zu haben, ihm einen solchen Streich zu spielen."

„Was liegt daran!" wollte der ungestüme junge Mann ausrufen, als ein Blick Remy's ihn zu schweigen mahnte.

Monsoreau dachte nach. „Remy hat Recht," sagte er; „ich darf eine solche Gefälligkeit von Ihnen nicht

verlangen; „ich will selbst sie hinbegleiten, denn ich werde morgen oder übermorgen im Stande seyn, jenes Haus zu bewohnen."

„Das ist unbesonnen," versetzte Bussy, „Sie werden Ihre Stelle verlieren."

„Möglich," erwiederte der Graf, „aber ich werde meine Frau behalten."

Und er begleitete seine Worte mit einem Stirnrunzeln, welches Bussy einen Seufzer entlockte. Wirklich begleitete der Graf am nämlichen Abende seine Frau in sein unsern Lesern wohl bekanntes Haus in der Tournellestraße. Remy half dem Wiedergenesenden dort einziehen. Dann, da er Mann von völlig erprobter Ergebenheit war, da er einsah, daß in diesem abgeschlossenen Lokale Bussy seiner sehr bedürfen würde, um ihm bei seinen bedrohten Liebeshändeln beizustehen, näherte er sich wieder Gertraud, welche damit anfing, ihn zu schlagen, und damit aufhörte ihm zu verzeihen. Diane bezog wieder ihr Zimmer vorne heraus, jenes Zimmer mit dem Porträte, und mit dem Damastbette, Weiß und Gold. Nur ein Corridor trennte dieses Zimmer von jenen des Grafen von Monsoreau.

Bussy raufte sich die Haare handvollweise aus. Saint-Luc behauptete, daß die Strickleitern, da sie zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht seyen, die Treppen vortrefflich ersetzen könnten. Monsoreau rieb sich die Hände, und lächelte bei dem Gedanken an der Aerger des Herrn Herzogs von Anjou.

Ende des fünften Theiles.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die Dame von Monsoreau Historisch-romantisches Sittengenälde aus den Zeiten Heinrichs III., Königs von Frankreich

Bd.: 5

Augsburg 1844

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 1562 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257255-6